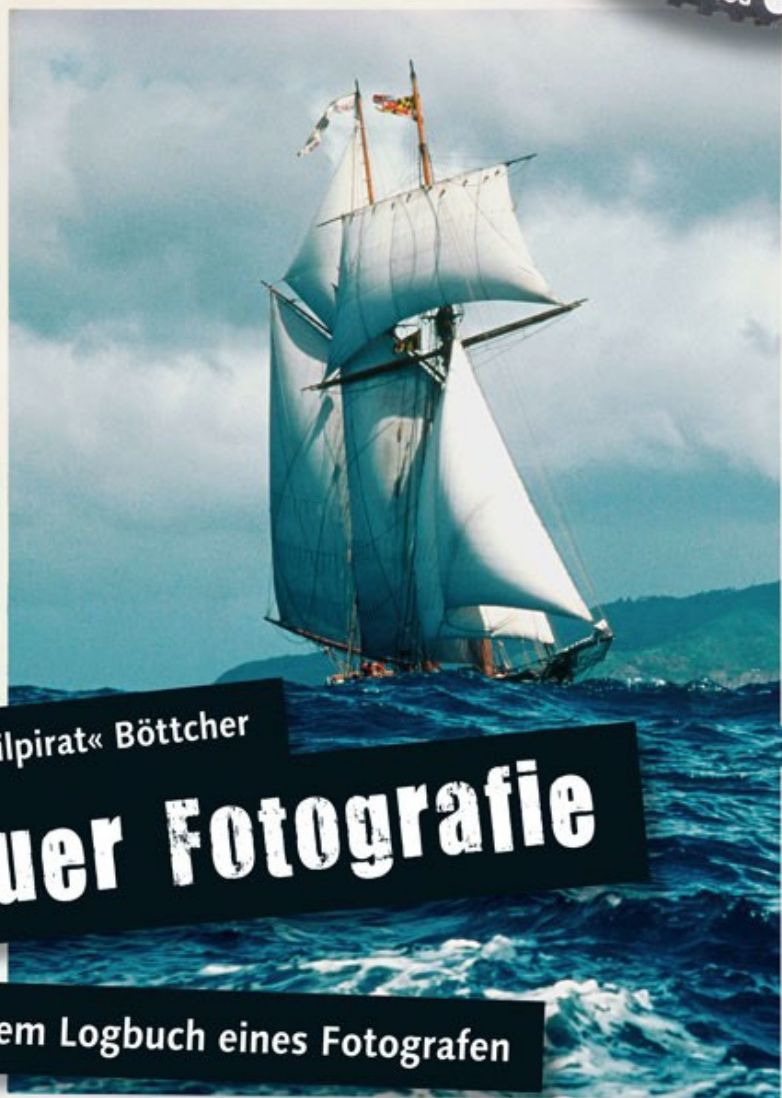


LOGBUCH

Position

Kurs

POLA • FRANCE •



Steffen »Stilpirat« Böttcher

Abenteuer Fotografie

Aus dem Logbuch eines Fotografen

Abenteuer Fotografie.

Aus dem Logbuch eines Fotografen

Abenteuer Fotografie.

Aus dem Logbuch eines Fotografen

von

Steffen »Stilpirat« Böttcher

Der Name Galileo Press geht auf den italienischen Mathematiker und Philosophen Galileo Galilei (1564–1642) zurück. Er gilt als Gründungsfigur der neuzeitlichen Wissenschaft und wurde berühmt als Verfechter des modernen, heliozentrischen Weltbilds. Legendär ist sein Ausspruch *Eppur si muove* (Und sie bewegt sich doch). Das Emblem von Galileo Press ist der Jupiter, umkreist von den vier Galileischen Monden. Galilei entdeckte die nach ihm benannten Monde 1610.

Lektorat Christine Keutgen

Korrektorat Angelika Glock, Ennepetal

Herstellung Vera Brauner

Einbandgestaltung Nadine Kohl

Typografie und Layout Vera Brauner

Satz rheinsatz, Köln

Druck Himmer AG, Augsburg

Coverfotos U1 und U4: masterfile (Andrew Kolb), Getty Images (Greg Pease), iStock (duncan1890); U4 rechts unten: Steffen Böttcher; Innenklappe hinten: Julia Fot

Dieses Buch wurde gesetzt aus der TheAntiqua (9,75 pt/15,25 pt) und der Desyrel (12 pt/20 pt, www.apostrophiclab.com) in Adobe InDesign CS5.

Gedruckt wurde es auf mattgestrichenem Bilderdruckpapier (135 g/m²).

Gerne stehen wir Ihnen mit Rat und Tat zur Seite:

christine.keutgen@galileo-press.de

bei Fragen und Anmerkungen zum Inhalt des Buches

service@galileo-press.de

für versandkostenfreie Bestellungen und Reklamationen

julia.bruch@galileo-press.de

für Rezensionen- und Schulungsexemplare

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8362-1821-4

© Galileo Press, Bonn 2012

1. Auflage 2012

Das vorliegende Werk ist in all seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Übersetzung, des Vortrags, der Reproduktion, der Vervielfältigung auf fotomechanischem oder anderen Wegen und der Speicherung in elektronischen Medien. Ungeachtet der Sorgfalt, die auf die Erstellung von Text, Abbildungen und Programmen verwendet wurde, können weder Verlag noch Autor, Herausgeber oder Übersetzer für mögliche Fehler und deren Folgen eine juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung übernehmen. Die in diesem Werk wiedergegebenen Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. können auch ohne besondere Kennzeichnung Marken sein und als solche den gesetzlichen Bestimmungen unterliegen.

Liebe Leserin, lieber Leser,

erinnern Sie sich noch an Ihre erste Kamera? Oder an den Moment, in dem es in Ihrem Kopf »Klick« gemacht hat, weil Sie gemerkt haben, dass Sie das Fotografieren lieben? Haben Sie das Gefühl, Sie stecken mitten in einer regelrechten Jagd nach Motiven, Wissen und Inspiration? Vielleicht wissen Sie dabei manchmal gar nicht so recht, womit Sie anfangen sollen: So viel gefällt Ihnen, so vieles möchten Sie selbst einmal ausprobieren, so viel gibt es zu entdecken!

So wie Ihnen ist es auch dem Stilpiraten ergangen, als er sich auf die Fotografie eingelassen und sich auf eine Reise zu einem noch unbekannten Ziel begeben hat. Eine Reise, bei der man das Ziel vor Augen wähnt, aber die Route unklar ist und Ablenkungen und Umwege nicht ausbleiben. Begleiten Sie ihn ein Stückchen auf seiner Fahrt durch bekannte und unbekannte Gewässer. Lassen Sie sich von seinen Geschichten unterhalten, motivieren, nachdenklich stimmen. Eins ist gewiss: In der Fotografie führen viele Wege zum Ziel. Und mit dem Stilpiraten bleiben Sie auf Kurs!

Dieses Buch wurde mit Sorgfalt und Liebe zum Detail hergestellt. Wenn Sie Fragen dazu haben oder Sie dem Autor oder dem Verlag etwas mitteilen möchten – seien es Lob oder konstruktive Kritik –, so freue ich mich, wenn Sie sich an mich wenden. Nun möchte ich Sie aber nicht länger aufhalten: Stürzen Sie sich ins »Abenteuer Fotografie«!

Ihre Christine Keutgen

Lektorat Galileo Design

christine.keutgen@galileo-press.de

www.galileodesign.de

Galileo Press · Rheinwerkallee 4 · 53227 Bonn

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Jeriko 8

Vorwort des Autors 12

Die Entdeckung fotografischer Gestaltungsmittel

Frust und Freude: Kamera Kauf 16

Allheilmittel und Wunderwaffe: Blende 20

Kreative Verstopfung: Verschlusszeit 24

Die Freiheit der Empfindlichkeit 28

Risiken eingehen – »Lost Places« 33

Ich hab 'ne Perspektive! Brennweite 36

Endlos: Bokeh 42

Platzverschwendung? Der Goldene Schnitt 45

Gewürzregal Farbe 49

Stehen bleiben oder weitermachen?

Hurra, ich kann fotografieren!

Oder: meine Fotoclub-Experience 56

Gib dem Affen Zucker (Feed your Skills!) 60

Spektakel im Fotokino 63

Wohin des Wegs? 66

Kann man Fotografie lernen? 71

Über fotografische Tugenden und hässliche Schwestern 75

Das Licht macht das Bild ...

Auf der Suche nach dem Licht 80

Endlos und umsonst: natürliches Licht 86

High und Low Key – dein Freund und Helfer 92

Experimente – Jungbrunnen für die Kreativität!

- Was nicht passt, wird passend gemacht! 100
- Lieber rohes Fleisch grillen: die RAW-Entwicklung 105
- »Wir machen Sie zehn Jahre jünger!« 112
- Zurück ins Unvollkommene: Retrolook 118
- Schwarzweiß – farblose Magie 125
- Gestalten mit dem Holzhammer: Color Key 130
- Experimente und mein Sieg über den Schachgroßmeister 132
- HDR – Fotos mit der Seele eines klingonischen Kriegers 136
- Schelmischer Vater 139
- Funky Kugelpanoramen 144
- Die Ryan-Brenizer-Methode 146
- Tilt/Shift – das neue HDR! 150



Fotografisches Wettrüsten

- Kameraklassen und das Lächeln der Fotografie 156
- Die richtige Kamera ist die falsche 162
- Mein Inselproblem 165



Jede Erkenntnis führt zu zwei neuen Fragen ...

- Augen öffnen 172
- Hammeren Fry, wie oft willst du mein Herz brechen? 176
- Von Foren, Trollen und Hausmauerfotografen 179
- Von Königen und Komplimenten 182
- Entschlossenheit und Mäßigung 186
- Bildsprache entwickeln 190
- Wahrnehmung, Assoziation und Eitelkeit 194
- Von der Kunst, langweilig zu sein 200

- Schlusswort 204
- Über den Autor 208
- Dank 209



Vorwort von Jeriko

Es muss etwa im Sommer 2009 gewesen sein, als ich mich zum ersten Mal ganz bewusst für die Menschen hinter der Kamera interessierte und für mich ein paar Fotografen-Favoriten entdeckte. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich von Fotografie noch überhaupt keine Ahnung und hätte nicht einmal ansatzweise gewusst, wie die Motive, die ich so anhimmelte, überhaupt zustandekommen. Aber sie inspirierten mich, bewegten mich dazu, mich mehr mit diesem Thema zu beschäftigen und letzten Endes eine eigene, gebrauchte Spiegelreflexkamera zu kaufen.

Ich bin Autodidakt, genoss keine Ausbildung, stattdessen war mein Lernprozess von kleinen Erfolgen und großen Fehlern begleitet, die mich stets ein Stück weiterbrachten. Ganz am Anfang musste ich überhaupt erst einmal verstehen, was es denn mit diesen Zahlen auf den Objektiven zu tun hat. Das erste Mal ein Foto so richtig nachbearbeiten und dabei über die Möglichkeiten staunen, die sich da auf einmal auftun. Und es direkt mit Filtern übertreiben. Überlegen, wie man aus einem Foto ein gutes Foto, aus einem guten Foto ein tolles Foto machen kann. Ganz bewusst fotografieren und nicht nur knipsen. Spaß haben.

Ich wagte einen Blick über den Tellerrand, probierte mich entgegen des digitalen Komforts auch in der analogen Fotografie, die – auch wenn die Prozesse andere sind – sich gar nicht so sehr von ihrem digitalen Äquivalent unterscheidet. Und die Freude über die ersten selbstentwickelten Negative, die ersten selbstgemachten Abzüge, sie ist mindestens genauso groß wie die beim ersten Blick auf das Kameradisplay bei einer gelungenen digitalen Aufnahme. Ich bin da wie Steffen, der sich auch nicht mit dem Status Quo zufriedengeben, der stets Neues ausprobieren und seinen Horizont erweitern will, für den Fotografie Beruf(ung) genauso wie Leidenschaft ist. Ich kenne nur wenige Menschen, die mit ihrer Energie und ihrem Enthusiasmus ansteckend wirken – er gehört definitiv dazu.

Mein Abenteuer Fotografie hat vor etwa zwei Jahren begonnen und gehört mittlerweile zu meinem Leben dazu wie Essen und Schlafen. Und ein Ende ist nicht abzusehen.

Dein Abenteuer beginnt hier.

Christoph Boecken
(www.jeriko.de)



Vorwort des Autors

Ich stehe gesenkten Hauptes vor meiner Frau, weil ich wieder mal den Geburtstag irgendeines wichtigen Verwandten vergessen habe. Mir fällt weder eine gute Ausrede ein, noch will ich erklären, dass ich in diesem Moment völlig woanders bin, dass ich auch dann »fotografiere«, wenn ich keine Kamera in der Hand halte. Mein Kopf betrachtet die Welt, die mich umgibt, seit einiger Zeit nur noch zerstückelt in Rahmen und Formaten. Nein, Geburtstage sind mir gerade völlig egal! Ich habe die Geschichte mit den Lichtwellen im Kopf, die abends schön gelb und nach Sonnenuntergang schön blau sind und allein dadurch die Stimmung eines Fotos definieren können.

**»Nein, sie wird mich nicht verstehen,
und ich habe aufgegeben, es zu erklären.«**

Während mich meine bessere Hälfte völlig zu Recht zusammenstaucht, sehe ich die Sonne, wie sie durchs Fenster strahlt und einen Punkt auf dem alten Sessel beleuchtet. Der Staub tanzt im Sonnenstrahl, und ich möchte dieses Motiv am liebsten sofort festhalten. Nein, eigentlich *muss* ich es sofort festhalten ... »Du hast recht, Schatz! Warte kurz ...« Nein, sie wird mich nicht verstehen, und ich habe aufgegeben, es zu erklären. Meine Frau weiß genau, warum ich den Geburtstag vergessen habe. »Scheiß Fotografie!«, sagt sie, und ich bin ein wenig sauer, weil sie meine zweite Geliebte so beleidigt. Eigentlich hasse ich meinen Zustand mittlerweile selbst wie die Pest. Jede neue Tür der Erkenntnis weist auf drei weitere verschlossene Türen, und ich würde alles dafür tun, endlich genug Zeit zu finden, mich komplett mit der Materie auseinanderzusetzen. Fotografie – dieser Scheißvirus! Jeder Euro, der »über« ist, fließt in irgendein Zubehör, das für niemanden aus meiner näheren Umgebung irgendwie erklärbar oder von Belang ist. Ja, Fotografie ist maßlos! Und genau das macht mich so fertig! »Ja, du hast ja recht, meine Regale sind übertoll mit irgendwelchem Kram ...« Ich gebe zu, ich habe mir über die Jahre so etwas wie einen Schrein errichtet und komme abends zum »Gebet« ans Regal: »Liebe Fotografie ...« Manchmal schiebe ich Frust und lege Beichte ab, dann wieder erzähle ich ihr von meinen Erfolgen.

Manchmal, wenn ich den technischen Firlefanz hinter mir lassen konnte und ich mich bewusst auf das Fotografieren konzentriere, weicht dieser Frust jedoch einer anderen, wunderschönen Welt. Ich *sehe* Licht und *erkenne* Momente, *begreife* Farben, *suche* Perspektiven. Und – ich kann die Zeit anhalten. Ich hinterlasse sichtbare Momente, und mein Foto wird für jemanden plötzlich sehr wertvoll. Weil darauf jemand abgebildet ist, der geliebt wird oder verloren ging. Fotos erinnern den Betrachter an so vieles, und manchmal will er einfach nur heulen. Und dabei sind es doch nur Fotos! Ein Foto ist für mich viel mehr als die reine

Manche Motive kann ich einfach
nicht NICHT fotografieren!



Abbildung eines Motivs. Ich kann in der Fotografie meine Mitte finden. Sie gibt mir gleichermaßen Ruhe und Ausgleich, so wie sie mich fesselt und mitreißt. Ich kann in ihr gegen Regeln verstoßen, und sie kann mir wehtun. Ich kann ihr Respekt zollen, muss es aber nicht. Ich kann sie ganz für mich behalten oder sie mit der ganzen Welt teilen. Und in einem bestimmten Moment habe ich auf einmal gespürt, dass sie mich liebt. Und mir blieb nichts anderes übrig, als sie zurückzulieben.

**»Du kannst viel über Fotografie diskutieren –
besser jedoch, du gehst raus und tust es!«**

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich von meinem eigenen Weg erzählen möchte. Ich habe Fotografie weder studiert noch gelernt. Ich habe sie erfahren und mir vieles selbst erklärt. Dies ist kein Sachbuch, keine Fibel und keine Abhandlung. Es ist der ebenso glückliche wie schmerzhafteste Weg meiner Erkenntnisse. Es ist ein Buch, das ich am Anfang meiner fotografischen Entwicklung selbst gern gelesen hätte. Wenn du es gelesen hast und glaubst, verstanden zu haben, worum es in der Fotografie geht, hast du es nicht verstanden. Verlier dich in diesem Buch. Aber verlier dich nicht in der Theorie. Fotografie ist nicht nur bloßes Handwerk. Fotografie ist eine Kunst, die über die Kunst als solche hinausgeht und bei der das Wissen um die theoretischen Zusammenhänge höchstens von Nutzen ist. Du kannst viel über Fotografie diskutieren, dich in Fotografieforen präsentieren und Klugscheißer anhimmeln – besser jedoch, du gehst raus und tust es. Verlier dich darin und tu, was du lassen kannst!

Steffen Böttcher
(www.stilpirat.de)

Liebe Fotografie,

ich schreibe gerade ein Buch über dich. Nimm es hin. Möglicherweise werden ein paar pikante Details über dich darin stehen.

Dein Stilpirat





Die Entdeckung fotografischer Gestaltungsmittel



Frust und Freude: Kamera Kauf

Ich stand am Anfang meiner fotografischen Entwicklung und hatte mir die erste richtige Kamera gekauft. Vorher hatte ich eher geknipst. Von billigen Plastikknipsen bis zur ersten digitalen Kompaktkamera hatte ich schon alles in der Hand gehabt. Ganz früher – als Schüler – besaß ich mal eine russische Faltenbalgkamera. Mittelformat – ein irres Teil! Keine Ahnung, wo sie geblieben ist ... Nach jahrelangem Geknipse hatte ich nun aber das Gefühl, dass ich gern mehr fotografieren wollte – *richtige* Bilder! Ich hatte mich monatelang mit Fotozeitschriften herumgeschlagen und mich dann letztlich für eine Kamera entschieden, eine Spiegelreflexkamera. Ja, ich vertraute der Meinung von Leuten, die Tests in Fotozeitschriften schreiben. Mir blieb nichts weiter übrig, ich hatte ja keine Ahnung. Ich habe zwar nur die Hälfte von dem verstanden, was da stand, aber auf der Tabelle ganz unten stand am Ende eine 1,6 – die beste Kamera im Testfeld. Wow: 1,6 – dann muss sie gut sein! Die nächst-schlechtere hatte eine 2,2! Haha! Meine ist besser!

»Die perfekte Kamera sollte dich verstehen und dir gehorchen.«

Könnte ich mir selbst aus heutiger Sicht einen Tipp geben: Es ist scheißegal! Nimm eine, die dir gefällt! Nimm eine, die gut in der Hand liegt und in die du dich verliebst. Der Fotograf Erich Kahlmeyer hat eine Kamera mal treffend mit einem Messer verglichen: Mit ihm könne man sowohl Kartoffeln schälen als auch eine Flöte schnitzen. Es kommt halt drauf an, wer es benutzt! Die für dich »richtige« Kamera zu besitzen ist so, als würdest du im perfekten Wasser schwimmen – warm, seicht und ohne Strömung. Sie sollte dich weder mitreißen noch ausbremsen. Sie sollte dir das Gefühl geben, dass sie dich versteht und dir gehorcht.

Ich hab mir also meine Spiegelreflexkamera gekauft, hab sie liebevoll ausgepackt und schaue sie an. Herrlich sieht sie aus! Eigentlich hab ich wirklich nicht viel Ahnung von dem kleinen schwarzen Kasten, der so ein wunderschönes Auslösegeräusch macht. Der Verkäufer hat gesagt, sie ist total super und hat gleich noch ein tolles Objektiv beigelegt. Ein Kit-Objektiv! Schöner Name ... erinnert mich an Knight Rider! Herrlich! Heute weiß ich, was Kit eigentlich bedeutet: Ein

Kit ist eine Zusammenstellung von Kamera und minderwertigem Objektiv, die dir das Gefühl geben soll, einen guten Deal gemacht zu haben.

Die Marketing- und Vertriebsfuzzis der Hersteller haben an der Uni nämlich eines gelernt: Ein Produkt muss sofort benutzbar sein, wenn es der Kunde aus dem Laden abholt. Und eine Kamera ohne Objektiv erfüllt dieses Kriterium nun mal nicht. Und da sich die Kameras mit Objektiv auch im Paket preislich behaupten müssen, legen sie irgendein billiges Pupsglas in den Karton, das sich eigentlich nur dafür eignet, bei dir während der ersten Gehversuche reichlich Frust aufzubauen. Du verzichtest mit einem Kit-Objektiv – im Vergleich zu einer ebenso günstigen Festbrennweite – auf eine gehörige Portion Gestaltungsfrei-



Foto: Stefan Groeneweld

Früher Anfängerfehler: mit dem rechten Auge durch den Sucher blicken. Nimm lieber das linke Auge. Du bekommst dadurch eine bessere Kamerahaltung, und die Leute sehen nicht permanent deine zur Grimasse gewordene linke Gesichtshälfte neben der Kamera.

Festbrennweiten
sind Objektive, die
den größten Aha-
Effekt haben und
deshalb gerade für
Einsteiger am besten
geeignet.



heit, Abbildungsqualität und Lichtstärke. In schwierigen Lichtsituationen hast du mit einer lichtstarken Festbrennweite eine ganze Ladung Reserven übrig. Du kannst auch dann noch ohne Blitz fotografieren, wenn der Kollege mit dem Kit schon längst eingepackt hat.

Aber nicht nur das: Auch der Autofokus deiner Kamera arbeitet schneller und präziser, wenn du ihm eine satte Ladung Licht verpasst. Was viele nicht wissen: Bei lichtschwachen Objektiven (wie dem Kit-Objektiv) arbeitet ein Kreuzsensor nur noch im waagerechten Modus. Wenn genug Licht zur Verfügung steht, mag das noch nicht auffallen, doch spätestens dann, wenn es das Licht nicht mehr ganz so gut mit dir meint, wird der Fokus zur Luftpumpe. Er rattert hilflos im Dunkeln und trifft nur jedes dritte Mal. Und unwissend, wie man am Anfang ist, denkt man: »Scheißkamera!«. In diesem Fall ist jedoch nicht die Kamera schuld, sondern das Objektiv.

»Der Fotofachverkäufer steht aber weiter hinter seiner Theke und muss die Kit-Kartons loswerden!«

Du tust dir in jedem Fall einen größeren Gefallen, wenn du das Kit-Objektiv im Laden lässt und dir eine lichtstarke Festbrennweite kaufst. Für den Anfang irgendwas zwischen 35 und 50 mm. Diese Festbrennweiten kosten ebenfalls nicht zwingend ein Vermögen, packen dir aber einen ganzen Sack »Aha-Erlebnisse«

mit in den Karton. Die Hersteller würden sich eigentlich einen größeren Gefallen tun, wenn sie eine Festbrennweite mit in den Karton legten. Doch da sie vermuten, der Großteil der Käufer entscheidet nach quantitativen Kriterien, müssen wir damit leben und verkaufen die Kit-Linse anschließend auf dem Flohmarkt für 20 €. Der Fotofachverkäufer steht aber weiter hinter seiner Theke und muss die Kit-Kartons loswerden! Deshalb kommt er mit billigen Taschenspielertricks daher und zeigt Fotos: »Hier, das hab ich mit dieser Kamera gemacht! Super, oder?« Meistens präsentiert sich gleich noch ein Hersteller von Druckern in der Nähe, aus dem dann das Foto herauskommt. Der Drucker ist so verdammt günstig, dass du gewillt bist, auch hier gleich zuzuschlagen. Aber bedenke: Die Tinte für das Ding kannst du mit Gold aufwiegen – du könntest, wenn es ginge, mit Blattgold drucken, und es wäre immer noch günstiger, als die Scheißtinte nachzukaufen!

Der Verkäufer verschweigt natürlich, dass das sagenhafte Foto, das er dir gerade unter die Nase hält, nicht mit dem Kit-Objektiv, sondern mit einem besseren Objektiv gemacht wurde. Er legt jedoch Wert darauf: »... es wurde mit dieser Kamera gemacht!«. Nenn ihn einen Strolch, oder denk dir deinen Teil. Irgendwann werden die ihn in die Küchenabteilung versetzen. Dann steht er vermutlich da, bietet aufgewärmtes Essen feil und behauptet stolz: »Schauen Sie, dieses Essen wurde mit diesem Herd gekocht!« Und du schaust ihn an und sagst: »Natürlich, schmeckt man sofort!«

NOTIZ AN MICH

- › Die Kamera muss mir gefallen und nicht den Fotozeitschriften!
- › Kit hat nichts mit Knight Rider zu tun.
- › Festbrennweiten sind besser als Kit-Objektive.

Allheilmittel und Wunderwaffe: Blende

Schärfentiefe – so glaubt man am Beginn der fotografischen Entwicklung – trennt ein Knipsbild von einem »richtigen« Foto. Es ist das am sichtbarsten und für jeden Deppen am schnellsten erkennbare Gestaltungsmittel in der Fotografie. Das »Wichtige« im Bild ist scharf – der Rest ist unscharf! Ja, es gibt auch Bilder von Profis, die von vorn bis hinten scharf sind. Doch wirkten sie auf mich eher sachlich. Aber bin ich sachlich? Nein!

Meine schlüssigste Begründung für geringe Schärfentiefe war immer: Irgendetwas muss das Auge ja ansteuern! Und da ich mir nicht vorstellen konnte, dass es dafür auch andere Mittel geben könnte, wurde die geringe Schärfentiefe mein Allheilmittel. Das Motiv auf die Schärfebene zu reduzieren ist die einfachste Möglichkeit, eine Geschichte in einem Foto zu erzählen. Ich nutzte also eine geringe Schärfentiefe, um das Bild auf eine Information zu reduzieren. Mit meiner ersten Festbrennweite hatte ich plötzlich die volle Kontrolle über die Schärfentiefe im Bild. Ich verabschiedete mich mit einem verschmitzten Grinsen vom Automatikmodus meiner Kamera und erhob die Blendenpriorität zur





Pflanze im Gegenlicht: aus knapper Entfernung mit einem Makroobjektiv fotografiert. Meine Erkenntnis: Je näher ich an einem Motiv dran bin, desto kleiner ist die Schärfentiefe.

»Immerzu-Einstellung« meiner Wahl. Denn nun wusste ich: kleine Blendenöffnung = hohe Schärfentiefe, große Blendenöffnung = geringe Schärfentiefe. Und dabei verabschiedete ich mich recht schnell davon, dass »viel« und »hoch« im Hinblick auf Schärfentiefe auch »Wow!« bedeutet.

Mit der Festbrennweite musste ich zwar meine Füße als »Zoom« benutzen, doch zum Erlernen von Bildaufbau und Bildschnitt sind die Füße wesentlich besser geeignet, da ich mir den Quatsch mühevoll »erarbeiten« muss. Und da ich furchtbar faul bin, merkte ich mir ausgesprochen flott, was gut aussieht und was nicht. Ich ging hinaus und hab mit offener Blende rumgeknipst. Ich fotografierte meine Espressotasse am Morgen und nahm »Porträtshootings« an. Ich fotografierte mein Motiv mit der kleinstmöglichen Schärfentiefe und war mir sicher, deshalb »porträtiert« zu haben. »Ha! So einfach geht das?? Okay, wer will als Nächster?« Jede Blume, jedes Blatt und jeder noch so belanglose Alltagsgegenstand wurde fotografiert, archiviert und verschlagwortet. Ich riss die Blende bis zum Anschlag auf und hielt alles kleiner als Blende 2,8 für »bäbä«. Wie

kann man nur mit Blende 8 fotografieren?! Ich hatte kein Verständnis für diese Art von Fotos. Ich schmunzelte hochmütig über jedes Kit-Objektiv, das ich sah: »Hach, wenn der wüsste, dass er diesen Kackhaufen da hinten mit kleiner Schärfentiefe fotografieren könnte ... Nun ja ...« Die Schärfentiefe-Erkennntnis multiplizierte sich sogar noch, als ich feststellte, dass der Abstand der Kamera zum Motiv eine große Rolle spielt: »Je dichter, desto geringer – wunderbar!« Ich war im Himmel. Ich schielte bereits auf ein Makroobjektiv, mit dem ich noch näher an meine belanglosen Alltagsgegenstände herankommen würde.

Auch meine Familie war vom sensationellen Look meiner Bilder begeistert. Mir wurde – allein durch den Besitz einer Kamera mit halbwegs vernünftigen Objektiv – die Fähigkeit des Fotografierens zugeschrieben, und ich wurde bei Familienfeiern gebeten, alles auf Fotos festzuhalten. »Hach, der Junge hat doch jetzt so einen tollen Apparat. Kann er nicht mal ein schönes Foto von mir machen?« Ich wusste zu beeindrucken, und wo immer ich hinkam, fotografierte ich mit meiner Wunderwaffe. Ich war nicht mehr der Büttel irgendeiner Pupsknipse mit viel zu kleinem Sensor und lichtschwachem Objektiv. Ich war das, was man im Vertriebsdeutsch einen »Foto-Enthusiasten« nennt, und der festen Überzeugung, das nötige Rüstzeug zu besitzen, um tolle Fotos zu schießen. Offenblende – das war alles, was ich wollte! Die Fotos sahen cool aus, und ich bekam von meiner, von mir vorsichtig ausgewählten Außenwelt bereits dicke Klopfer auf die Schulter!

Erst später sollte der Tag kommen, an dem ich neue Gestaltungsmittel entdeckte. An diesem Tag schloss ich die Blende mit zusammengekniffenen Augen, als täte mir etwas weh, und schämte mich fast ein bisschen für meine Dummheit. Langsam dämmerte mir, worauf ich mich mit der Fotografie eingelassen hatte ...

NOTIZ AN MICH

- › Die Schärfentiefe ist ein schönes Gestaltungsmittel, das sich über die Blendenöffnung einstellen lässt.
- › Nur Schärfentiefe als Bildaussage ist ein bisschen zu wenig ...

Liebe Fotografie,

ich hab viel fotografiert in letzter Zeit. Hauptsächlich offenblendiges Zeug. Macht Spaß! Ich nenne diese Phase einfach mal die „glückliche Phase“, denn ich hab das Gefühl, mich vom Knipsponanz deutlich zu unterscheiden. Offenblende – das kann Onkel Paul mit seiner kleinen Pupsknipse nicht!

Ich hab mich in diversen Foren angemeldet und meine Fotos präsentiert. Es gab erst mal ein freundliches „Hallo“ von allen Seiten, und man gab mir das Gefühl, von nun an dazuzugehören. Ich bin durch die Straßen gerannt, versuchte mich an „Street-Fotografie“ und hielt Alltägliches mit offener Blende fest: Hier die Cappuccino-Tasse, dort die Frau auf der Parkbank und das Mädchen mit der Zuckerwatte auf dem Jahrmarkt. Solche Motive hatte ich irgendwo schon mal gesehen und fand sie toll. Und nun kann auch ich sie fotografieren – mit offener Blende, yeah!

Doch die alten Säcke in den Foren verstehen meine Euphorie nicht. Sie haben immer schon zwischen $f4$ und $f12$ fotografiert und leben das Klischee des Altherrenhobbys. Manchmal hab ich sogar das Gefühl, die fotografieren mittlerweile mit Absicht scheiße, weil sie in ihrem Leben schon genug tolle Fotos geschossen haben. Aber meinen Triumph lass ich mir jetzt nicht schlechtreden! Offenblende, yeah! Motiv scharf, Rest unscharf. So!

Dein Stilpirat

Kreative Verstopfung: Verschlusszeit

Verschlusszeit klang in meinen Ohren irgendwie nach Verstopfung, und mir war dieser Teil meiner Kamera bisher auch egal gewesen. Nur die Offenblende rockt halt! Verschlusszeit ... tssss ... laaaaangweilig! Ein wenig Verständnis wollte ich ihr jedoch entgegenbringen, und so belas ich mich: Ich setzte mich mit Verschlussreihen auseinander und stieß auf eine für mich recht interessante Information: Je länger die Brennweite, desto kürzer muss ich belichten. Bei einer normalen Kleinbildkamera merkte ich mir als »Hausnummer« einfach den Kehrwert der Brennweite. Also: Mit einem 200-mm-Objektiv sollte man das Bild höchstens mit 1/200 sek belichten. Langsamer belichtet wird's »wacklig« –



Hamburger Hafen bei Nacht: Die lange Belichtungszeit zaubert aus der „wilden Elbe“ eine spiegelglatte Fläche.

also unscharf. Mit kurzen Brennweiten (beispielsweise einem 50-mm-Normalobjektiv) kann man gern 1/60 sek aus der Hand versuchen. Wenn das Motiv sich nicht bewegt und man kein Alkoholiker auf Entzug ist, sollte man ein scharfes Bild hinbekommen. Mit diesem »Kniff« konnte ich die Anzahl meiner »unverwackelten« Bilder drastisch erhöhen und hielt mich für schlau.

»Ich fuhr in der Abenddämmerung in die Stadt und belichtete vorbeifahrende Autos länger als eine Sekunde.«

Doch ein Motiv kann ich mit der Verschlusszeit nicht nur »einfrieren«, sondern die »Verwackelung« in den langen Zeiten als Gestaltungsmittel einsetzen. Ich stieß auf den an meiner Kamera zur Verfügung gestellten – und für mich bisher völlig überflüssigen – Modus der Zeitpriorität. Ich fuhr in der Abenddämmerung in die Stadt, schraubte meine Kamera auf ein Stativ und belichtete vorbeifahrende Autos länger als eine Sekunde: »Wow, sah das cool aus!«

Fortan schlug ich mir die Nächte um die Ohren und fror mir neben meinem Scheißstativ den Arsch ab. Ich inhalierte Autoabgase und wurde von Hunden angestruilt, musste fragenden Blicken von Polizisten ausweichen und Penner auszahlen, damit sie weiterliefen ... Und alles nur, um Langzeitbelichtungen zu machen. Bis mir jemand erzählte, dass ich die auch am Tag machen kann! Alles, was ich dafür brauchte, war ein heftiger Graufilter. Einer, der die Belichtungszeit meiner Kamera um ein Vieceelfaches verlängert. Die Autos haben am Tag zwar kein Licht an, dafür kann ich den Kölner Dom am Tag völlig menschenleer fotografieren. Ich stiefelte los und wollte das sofort ausprobieren. Und siehe da: Es funktionierte! Natürlich müssen die Leute in Bewegung sein, damit das Ganze funktioniert. Doch spannend sah es schon aus. Ich fotografierte Wasserfälle, den Hamburger Hafen und all die anderen langweiligen Standard-Langzeitbelichtungsmotive. Ja, so langsam gefiel mir das Spiel mit der Verschlusszeit.

Die Möglichkeit, die Bewegung eines Motivs mithilfe eines »Mitziehers« abzubilden, probierte ich natürlich auch bei allem aus, was nicht niet- und nagelfest war. Ich kann mit dieser Technik – Aufnahmen mit längerer Verschlusszeit, bei denen ich das Motiv mit der Kamera in der Bewegung verfolge – eine ganze Ladung Dynamik ins Bild werfen. Das Beste daran: Es sieht auch Jahre später nicht peinlich aus! Auch den »Wischer« nahm ich in mein Lange-Verschlusszeitenportfolio auf. Bei dieser Technik bewegt (wischt) man die Kamera vorzugs-



Einen Wasserfall mit langer Belichtung zu fotografieren gehört schon fast zum Pflichtprogramm der eigenen fotografischen Entwicklung. Hat es je einer NICHT versucht?

weise parallel zum Linienverlauf des Motivs – gern bei Landschafts- oder Architekturaufnahmen. Dadurch können sehr schöne, mystische Fotos entstehen. Der künstlerische Aspekt ist fast schon galeriewürdig. Ich sah meine »Wisch-Bilder« schon in Kunstgalerien hängen und Arztpraxen zieren. Doch wie so oft in meiner fotografischen Entwicklung musste ich feststellen, dass ein Foto immer inhaltlich getrieben sein muss, um zu bestehen.

»Verschlusszeiten sind der Kunstgriff des Fotografen im Kampf um Inhalt und Ausdruck.«

Das Faszinierende dabei ist, dass jedes Ergebnis einmalig und nicht reproduzierbar ist. Jedes Foto wird zum Kunstwerk – mit den eigenen Händen erschaffen. Der Zufall spielt dabei eine große Rolle, und das gefällt mir.

Ja, die Phase des »Herumspielens« mit den Verschlusszeiten der Kamera war eine schöne, denn sie war von Unbeschwertheit, Experimentierfreude und gelungenen Ergebnissen geprägt. Die in dieser Phase entstandenen Fotos kann ich mir auch heute noch ansehen, ohne den Mund zu verziehen. Und so langsam war ich mir sicher, als glücklicher Mann sterben zu dürfen.

NOTIZ AN MICH

- › Mit der Verschlusszeit kann ich die Bewegungsabläufe in einem Motiv super einfangen.
- › Graufilter lassen Langzeitbelichtungen auch am Tag zu.

Die Freiheit der Empfindlichkeit

In meiner fotografischen Entwicklung stand das Verständnis um diese Größe der Empfindlichkeit zunächst belanglos in der Ecke und wusste nicht so recht, wer es abholen wird. Ich hab ein paar Mal an dem ISO-Rädchen gedreht, aber nichts ist passiert. Komisch. Wer denkt sich so was aus? Also einfach mal ignorieren den Mist. Hält nur auf ...

Man tut jedoch gut daran, sich mit der Empfindlichkeit seiner Kamera auseinanderzusetzen und zu verstehen, was in dem Kasten passiert. Die Funktion hat mir schon oft »den Arsch gerettet«. Die Empfindlichkeit der Kamera kann man mit den Augen nach durchzechter Nacht und dem viel zu frühen, verkaterten Erwachen auf der Couch im Wohnzimmer vergleichen: »Mann ist das hell! Scheiße!« Mit geschlossenen Augen taste ich mich in Richtung Badezimmer, bleib mit dem kleinen Zeh im Türrahmen hängen und werfe mich schnappatmig zurück in die Horizontale. Ja Mann – meine Augen sind empfindlich nach so einer Nacht! Ich schätze mal ISO 1000 ... hähä ... ist natürlich Quatsch ... aber irgendwie auch wieder nicht. Ein paar Stunden später ertrage ich die Lichtsituation schon wesentlich besser. Ich hab inzwischen einen Kaffee getrunken und irgendeine Telefonnummer mit Kuli gekritzelt auf meinem Arm gefunden. Meine Augen sind nicht mehr ganz so empfindlich und haben jetzt gefühlte ISO 400 ...

»Für die hohen ISO-Werte moderner Digitalkameras gab es früher nicht einmal eine Verwendung.«

Die Bezeichnung ISO – und das will ich hier mal für den verehrten Leser anmerken, der sich selbst als *Digital Native* bezeichnet – stammt übrigens noch aus einer Zeit, als man noch auf Film und nicht mit einem Sensor fotografierte. Es gab Filme mit geringer Empfindlichkeit (zum Beispiel 100 ISO) – sie wurden genutzt, wenn man draußen und in der Sonne fotografieren wollte –, und es gab Filme mit höheren ISO-Werten (zum Beispiel 400 ISO) – für Aufnahmen zu Hause oder im Schatten. Es gab eine Zeit, da reichte der Menschheit eine Empfindlichkeit von ISO 400! Heute muss eine moderne Profikamera bei ISO 12800 wenigstens einen flüchtenden Braunbären im finsternen Wald ohne Blitz mit 1/250 sek und Blende 4 fotografieren können. Die Empfindlichkeiten moderner Kameras

trauen sich in Bereiche vor, für die es vor Jahren noch nicht mal eine Verwendung gab.

Und nun dürft ihr raten, wer sich wohl als Nächstes eine Kamera gekauft hat, bei der sich der ISO-Wert in schwindelerregende Höhen bewegen ließ. Hä? Ja, *ich* wollte alleiniger Herr über Blende und Verschlusszeit sein! Doch musste ich dann feststellen, dass hohe Empfindlichkeiten das Bild auch kaputt machen können. Je weiter man den ISO-Wert in die Höhe schraubt, desto mehr Bildrauschen erzeugt der Sensor, bis irgendwann nur noch ein Popelflug im Hagelsturm zu sehen ist. Bei Einsteigerkameras erreicht man den Punkt wesentlich schneller als bei einer Profikamera. Sieht echt nicht gut aus! Die Details und die Schärfe des Fotos gehen flöten, und fiesen dunklen Punkte breiten sich über das gesamte Bild aus.

Dabei ist die Empfindlichkeit gar nicht so übel: Eine Erhöhung der ISO-Zahl an deiner Kamera lässt dich kürzer belichten. Yeehaw! Das Problem ist nur: Den



Früher, als man noch auf Film fotografierte, hieß Rauschen noch Körnung.

Höhepunkt an Abbildungsqualität erreichen moderne Kameras immer in den unteren ISO-Bereichen. Nachdem die Kamerahersteller uns jahrelang mit ihrem Pixelwahn befeuerten, stehen nun die ISO-Werte als Statussymbol ganz oben auf der Key-Feature-Liste der Umverpackung. Eines will ich dem Fotografenneuling an dieser Stelle unbedingt ans Herz legen: Lass dich beim Kauf einer Kamera nicht verarschen! Wenn es hell ist, kannst du auch mit hohen ISO-Werten noch recht rauschfrei fotografieren. Denn das Rauschen ist bei einem Kamerasensor ein sogenanntes Dunkelrauschen und tritt maßgeblich in den dunklen Partien des Bildes auf. Wenn der Fotofachverkäufer also im sonnendurchfluteten Laden den ISO-Wert aufreißt und dir zeigen will, wie wenig die Kamera »rauscht«, schmunzle und nenne ihn einen Scharlatan. Das Rauschen wird erst in lichtschwachen Momenten – wenn die dunklen Bildanteile überwiegen – deutlich sichtbar und trennt die Spreu vom Weizen.

»Endlich nicht mehr der Büttel der Lichtsituation sein!«

Ich muss allerdings zugeben, dass die rasante Entwicklung in diesem Sektor derameratechnik für Fotografen aus dem Reportagebereich wirklich ein Segen ist. Endlich nicht mehr der Büttel der Lichtsituation sein und Blende und Verschlusszeit nach Sinnhaftigkeit wählen können – den Rest erledigt die ISO ... herrlich! Damit werden Fotos möglich, die unsere Augen so noch nicht gesehen haben. Wir sind damit in der Lage, auch dunklere Orte ohne Blitz abzulichten und können dadurch die Atmosphäre eines Moments wahrhaftig festhalten. Mit ein wenig Erfahrung und Grundwissen kannst du das Bildrauschen deiner Kamera auf ein Minimum reduzieren. Zunächst solltest du eines wissen: Das Bildrauschen erhöht sich vor allem mit der Temperatur des Sensors. Kompaktkameras haben hier im Vergleich zu Spiegelreflexkameras von vornherein bereits schlechtere Karten, weil der Sensor einer Kompaktkamera durch den elektronischen Sucher – also das Abbilden der Live-Vorschau auf dem Display – permanent in Gebrauch ist und dadurch warm wird, was zu einem größeren Bildrauschen führt. Bei Spiegelreflexkameras mit Live View (also der Möglichkeit, das Live-Bild auf dem Display zu betrachten) ist dies übrigens nicht anders. Besser also, du schaust durch den Sucher statt auf das Display im Live-View-Modus. Auch tust du gut daran, die Kamera nicht in der Sonne liegen zu lassen. Da das Bildrauschen in den dunkleren Bildteilen stärker zum Tragen kommt, erschien mir der Tipp eines

Kollegen einleuchtend und praktikabel: Belichte dein Foto lieber ein klein wenig über, und zieh die Helligkeit später in einem Bildbearbeitungsprogramm wieder herunter. Zum einen holst du dir durch das leichte Überbelichten weniger Bildrauschen auf das Foto, zum anderen kannst du es mit dem späteren Absenken der Helligkeit zusätzlich minimieren. Das funktioniert tatsächlich ganz gut!

Grundsätzlich sollte man natürlich immer sehr sinnig belichten. Bei eingeschalteter ISO-Automatik nerven die von der Kamera verwendeten Kombinationen wie 1/2000 sek bei ISO 800. Ist zwar totaler Schwachsinn, doch findet meine

Bildrauschen tritt vor allem in der unteren Mithelligkeit auf, während die Lichter nur wenig Rauschen zeigen. Deshalb besser einfach etwas überbelichten und später in der Nachbearbeitung die Helligkeit wieder absenken.



Kamera solche Vorschläge offenbar stimmig! Auch in ISO-Bereichen deiner Kamera, in denen noch kein sichtbares Bildrauschen erkennbar ist, verschlechtert sich die Bildqualität mit jedem ISO-Schritt, den du weiter nach oben gehst. Das Bild verliert an Schärfe. Das mag bei einem normalen Papierabzug noch nicht von Belang sein, doch verlierst du damit auch Reserven. Die wiederum weißt du zu schätzen, wenn du Fotos erst mal neu zuschneiden und verkleinern musst, weil du bei der Bildaufteilung ins Klo gegriffen hast.

Die Empfindlichkeit ist die zweite Staffellrunde im Wettlauf der Kamerahersteller. Die Megapixel liegen keuchend am Rand der Piste und sehen zu, wie die Empfindlichkeiten mit dem Staffelstab den Sieg einfahren. Doch wer weiß, vielleicht gibt's ja noch 'ne dritte Staffel?

NOTIZ AN MICH

- › Je wärmer der Sensor, desto mehr Bildrauschen
- › Bildrauschen = Dunkelrauschen
- › Das Bild um 1/3-Blende überbelichten und später mit dem Helligkeitsregler korrigieren – weniger Rauschen
- › Mit jedem ISO-Schritt nach oben verliere ich Schärfe im Bild und damit Reserven für die Nachbearbeitung.

Risiken eingehen – »Lost Places«

Ich war neulich unterwegs, um einen verlassenen Ort für ein Shooting zu finden. In der Fotografensprache nennt man solche Orte »Lost Places«. Er sollte mir als Hintergrund für ein Porträtshooting dienen. Mir blieb nur noch ein Tag Zeit, also hatte ich keine andere Wahl: Sonntagnachmittag, Regen, Sturm, 8 °C. Andere sitzen bei diesem Wetter zu Hause, und ich tapse draußen herum ... Ich hab bei dem Wetter eigentlich gar keine Lust und deshalb schlechte Laune – doch was soll's? Geht nicht anders. Ich finde ein stillgelegtes Gleisbett mit einem alten, riesigen Lokschuppen. Die Buchen wachsen durch die Schienenschweller, und der Lokschuppen ist mächtig! Eigentlich genau das, was ich suche. Ich hole meine Kamera raus und mache ein paar Bilder.

»Das dürfen Sie nicht!«

»Was machen Sie da?«, höre ich eine Fistelstimme durch den Regen rufen. Hinter mir steht ein untersetzter, bierbäuchiger Troll mit kariertem Hemd im Pullunder und mit Oberbiss. Hinter ihm steht ein in die Jahre gekommener 7er-BMW. »Och nöö! Nicht das jetzt«, denke ich. »Wonach sieht's denn aus?«, frage ich. »Das hier ist alles Bahngelände – Betreten verboten – da vorne steht ein Schild!«, sagt der Troll. Da hab ich ja Bock drauf: »Ach, und Sie sind von der Bahn beauftragt worden, am Sonntagnachmittag über die Einhaltung eines Hinweisschildes zu wachen?« Der Troll wirft sich in Position: »Nein, mir gehört die Baustoffversorgung da hinten, und ich sehe gerade nach dem Rechten.« Ich: »Warum gehen Sie denn nicht einfach an den Zaun Ihrer Baustoffversorgung und stellen sich in den Regen und füttern die Vögel? Einen Schirm könnte ich Ihnen leihen.« Er: »Das dürfen Sie nicht!« Ich: »Was darf ich nicht? Wissen Sie, DÜRFEN ist auch immer relativ. Stauffenberg hätte Hitler auch nicht töten dürfen, und trotzdem hat er es probiert.« Er: »Ich kann auch die Polizei rufen!« Ich: »Hui, ich schlottere am ganzen Leib – die Polizei?? Was meinen Sie, wie die sich freuen, dass sie am Sonntagnachmittag bei Regen und Sturm zu einem stillgelegten Gleisbett gerufen werden, weil gerade ein Troll im Pullunder den Frust über die zu klein geratenen äußeren Geschlechtsmerkmale abbaut?« Er: »So, ich schreibe mir jetzt Ihr Kennzeichen auf.« Ich: »Huuuu – ich mach mir gleich in die

Lost Places wie dieser alte Lokschuppen hier bieten sich ganz hervorragend als Kulisse für Porträtshootings an.



Hose! Wissen Sie eigentlich, dass Schriftstücke dieser Art später zur allgemeinen Belustigung im Polizeiverteiler landen? Ich will Ihnen mal was sagen: Wegen Leuten wie Ihnen drehen andere Leute durch – und das zu Recht! Der iPod kommt aus Amerika und nicht aus Deutschland, weil es bei uns ein Gesetz gibt, das Fenster in Garagen verbietet, und dann wieder eins, das Fenster am Arbeitsplatz vorschreibt – und weil es Typen wie Sie gibt, denen die Einhaltung solcher Vorschriften wichtiger ist als Ihr armseliger Sonntag. Sie erreichen damit eigentlich nur, dass noch mehr Menschen Sie hassen, was wiederum dazu führt, dass Sie sich selbst noch weniger leiden können, was dann dazu führt, dass Sie am

Sonntag im Regen bei 8°C an stillgelegten Bahngleisen rumstehen und andere Leute maßregeln. Das ist ein merkwürdiger Kreislauf, bei deren Durchbrechung ich Ihnen behilflich sein kann. Sie müssen jetzt nur gehen und haben schon den ersten Schritt getan.«

»Der Troll weiß, dass er an dieser Stelle den Kampf verloren hat.«

Der Troll ist überfordert. Sein Mund sucht nach Worten, seine Lippen bewegen sich, ohne dass ein Wort herauskommt. Dann fällt ihm doch noch was ein: »Da vorne steht ein Schild! Da steht drauf ›Betreten verboten‹! Und das gilt für alle.« So langsam hab ich die Faxen dicke: »So, ›Herr Heßling‹. Wir beide gehen jetzt mal zu Ihrem Schild, und dann zeigen Sie mir mal, was Ihnen unter den Nägeln brennt!« Der Idiot folgt mir in der Tat. Wir beide gehen zu einem Schild am Wegesrand. Es ist komplett mit weißer Farbe übersprüht worden. Buchstaben sind nicht zu erkennen. Das Schild sieht nicht wirklich »offiziell« aus, sondern eher nach der Metallwerkstatt einer Baustoffversorgung. Es sieht danach aus, als wäre ich nicht der Einzige in der Umgebung, der Herrn Troll scheiße findet. Ich schaue erst auf das Schild und dann auf den Troll im Pullunder. Ich habe nun den physiognomischen Ablauf meines Körpers nicht mehr unter Kontrolle und gerate in einen Wechsel aus Schnappatmung und Lachen. Der Troll weiß, dass er an dieser Stelle den Kampf verloren hat. Ich weiß, dass mich das weder befriedigt noch glücklich macht. Für einen kurzen Moment möchte ich den armen Kerl in den Arm nehmen, lass ihn dann doch stehen und mache da weiter, wo ich angefangen habe. Aus der Ferne höre ich ihn »Das dürfen Sie nicht!« rufen.

NOTIZ AN MICH

- › Man muss auch mal was riskieren!
- › Baustoffversorgungen sind auch sonntags immer besetzt.

Ich hab 'ne Perspektive! Brennweite

Ein von Einsteigern oft missverstandenes Gestaltungsmittel in der Fotografie ist die Brennweite. Die Brennweite hab ich in meiner fotografischen Entwicklung zugegebenermaßen auch erst spät entdeckt. Man liest ja oft »... ich nehme lieber eine Festbrennweite, das ist günstiger, besser, und meine Füße ersetzen den fehlenden Zoom.« Ich hab diesen Satz anfangs einfach mal so hingenommen und nicht weiter drüber nachgedacht, weil es zunächst stimmig klingt. Doch mit der Zeit erkannte ich den Fehler: »günstiger, besser« ist erst mal nicht falsch, doch ob die Füße den Zoom und damit ebenso lange wie kurze Brennweiten ersetzen können? Nein! Denn es geht bei der Wahl der Brennweite nicht nur um den *Abstand*, sondern auch um die *Perspektive* beziehungsweise den Bildeindruck!

»Das Fünfziger macht tolle Bilder, ist klein, leicht und super lichtstark.«

Mein erstes richtiges Objektiv – nach zwei Kit-Versuchen – war das 50 mm/1,4. Das Fünfziger nennt der Besserwissende Normalobjektiv, weil die Brennweite und der Bildwinkel bei diesem Objektiv etwa dem entsprechen, was wir mit unseren Augen sehen. Wir ziehen das Motiv mit dem Fünfziger auf einer Kleinbildkamera (Cropfaktor 0) weder heran, noch schieben wir es weg. Es ist somit geeignet, dem ambitionierten Fotografen das zu geben, was er sieht. Das Fünfziger ist bei jedem Hersteller irgendwie bezahlbar, macht tolle Bilder, ist klein, leicht und super lichtstark. Mit dieser Brennweite kann man tolle Porträts machen, aber auch bei der Landschafts- oder Street-Fotografie lässt es sich einsetzen. Bis heute ist es eines meiner Lieblingslinsen in der Fototasche. Viele Fotografen sprechen beim Fünfziger vom »Immerdrauf«, und im ersten Moment denkt man: »Klar! Was will man mehr?« Zurückblickend würde ich mir diese Frage mit einer Gegenfrage beantworten: »Welche Perspektive ermöglicht das Fünfziger?« Nach kurzer Überlegung müssen wir uns eingestehen, dass wir entweder die Frage nicht verstehen oder schulterzuckend mit »keine Perspektive« antworten – es ist halt ein »Normalobjektiv«. Okay, aber wenn dem so ist, hieße das, dass sich mit anderen Brennweiten »Perspektiven«, also andere Bildeindrücke gestalten lassen? Yep!

Und dummerweise sah ich irgendwann in einem Forum ein Foto, das mit einem Weitwinkel- oder sogar Superweitwinkel-objektiv geschossen wurde. Mein »Haben-will-Gen« wurde sofort angesprochen! Natürlich kratzte ich sofort jeden Taler zusammen und verkaufte allen überflüssigen Plunder, nur um mir endlich auch eine solche Linse zu kaufen. Ich muss an dieser Stelle der Botschaft



Winter in Seppensen: Ich liebe die
„Flucht“ eines Superweitwinkels.

dieses Buches vorgehen und gebe zu: Ein Fehler, der sich durch meine gesamte fotografische Entwicklung zog, war der plumpe Versuch, mein fotografisches Grundvermögen auf das Equipment zu verlagern.

Ich hatte mit dem neu gekauften Superweitwinkel nur ein Ziel im Kopf: *solche* Fotos zu machen. Perspektivisch verzerrt, offen und unwirklich. Dabei waren mir die Inhalte völlig schnuppe! Ich erkannte, dass ich mit einem Weitwinkel das Bild zu öffnen vermochte, und begann mit Perspektiven zu arbeiten. Ich ging in die Hocke oder riss die Kamera auf Zehenspitzen stehend mit beiden Armen hoch, um ein Vogelperspektivenfoto des verdatterten Protagonisten zu schießen. Ich begann unbewusst damit, meine Protagonisten in Verbindung zu ihrem Umfeld darzustellen. Mein fotografischer Horizont erweiterte sich um einen Wow-Faktor, der sich bereits durch die Wahl dieser Brennweite multiplizieren ließ. Inhaltlich ist das natürlich der falsche Weg, denn man neigt in dieser Phase schnell dazu, das Foto allein durch die Brennweite gut zu finden. Und natürlich teilen die »alten Säcke« der Community auch hier die eigene Begeisterung nur in einem für dich ungenügenden Maße.

Der Superweitwinkelleffekt nutzte sich in meiner eigenen Betrachtung schnell ab, doch lernte ich durch die Übertreibung, mit Weitwinkelperspektiven umzugehen und sie bewusst einzusetzen. Wie so oft stellte ich im Lernprozess fest, dass ein Mittel zum Zweck für ein gutes Foto nicht ausreicht. Ich schleppte das Objektiv noch eine ganze Weile mit mir rum, bis ich es irgendwann müde ins Regal zurücklegte.

»Habe ich den Langbrennweiten- oder den Kurbrennweiten-Blick?«

Wenn ich meine Fotos selbstkritisch betrachte, muss ich mir eingestehen, dass ich keinen Weitwinkelplick habe. Mir fällt es wesentlich leichter, mit langen Brennweiten gute Fotos zu machen als mit kurzen. Diese Betrachtung, die bei leckerem Essen und etwas Rotwein mit einem befreundeten Fotografen in den Fokus unseres Austauschs rückte, soll es wirklich geben: »Langbrennweiten-Blick« und »Kurbrennweiten-Blick«. Man sollte mal eine Umfrage dazu starten und den Kameraherstellern zur Verfügung stellen ... ist vielleicht nicht ganz uninteressant. Kurze Brennweiten erfordern den gezielten Umgang mit Linien bei großer Schärfentiefe. Und ich muss mir ein gutes Foto damit echt erarbeiten. Sie

gaben mir allerdings auch das Gefühl, ein Foto wesentlich besser in ruhige und unruhige Bereiche einteilen zu können – in gefüllte und ungefüllte. Ich persönlich kann mit einem Weitwinkel ein Foto besser dritteln, aber fragt mich nicht, warum! Es ist irgendwie mein Gefühl ... Ein Weitwinkel öffnet die Perspektive und vermag im Porträtbereich eine Verbindung zwischen Protagonist und Umfeld herzustellen. Und trotzdem verbindet mich mit einem Weitwinkelobjektiv keine große Liebesbeziehung. Ich empfinde die Arbeit mit ihm als sperrig, launisch und von Rückschlägen geprägt. Warum macht es das mit mir?

»Lange Brennweiten ›schließen‹ das Bild.«

Verzweifelt entschloss mich für die andere Richtung. Das Weitwinkel war nicht gut zu mir – also ab in den Telebereich! Aber erlaubt mir, etwas weiter auszuholen: Als extrovertierter Zeitgenosse neige ich dazu, zu übertreiben. Die alltägliche Realität fühlt sich in meiner Wahrnehmung durch die gewaltigen Berg- und Talfahrten meines Lebens mitunter so wahnsinnig belanglos an, dass ich es mir nicht verkneifen kann, mein Leben mit einem Faktor X zu multiplizie-



Kurze Brennweiten lieben Architektur und Kulisse.
Die Hamburger Docklands sind für „Superweitwinkel-
fotografen“ immer ein beliebtes Angriffsziel.

Mit einem Teleobjektiv werde ich zum stillen Beobachter.



ren. So reichte mir ein leichtes Tele natürlich nicht aus, um diesen Bereich zu erobern. Nein, ein 200er sollte es schon sein! Ich erweiterte mein Motiv mit einem Tele um den Eindruck des Spähens: Das 200er-Tele wurde zu meiner Beobachtungsstation, das mich zum Schlüsseloch des Lebens avancieren ließ. Ich war mir selbst durch das Teleobjektiv immer ein paar Meter voraus, und diesen Vorteil wusste ich sofort einzusetzen. Durch die große Entfernung als Fotograf unbeobachtet, erlaubt mir das Tele eine besondere Natürlichkeit im Bild, die mir durch kurze Brennweiten und der damit verbundenen physischen Nähe zum Motiv oft verwehrt bleibt. Lange Brennweiten schließen das Bild und können weiter entfernte Motive mit offener Blende freistellen.

»Verrückte Sachen allein sind halt keine Bildaussage ...«

Die durch lange Brennweiten erzielte Ästhetik fühlte sich für mich von Anfang an warm und glaubhaft an. Ich wurde mit einer aufgesattelten langen Brennweite plötzlich ganz ruhig und konnte mich besser auf den Moment konzentrieren. Ich bin offenbar ein »Langbrennweiten-Typ«. Meine Experimentierfreude blieb nach Ankunft der Telelinse in einem unbedeutenden Rahmen, denn großartige Perspektiven und dramatische Linien lassen sich damit kaum umsetzen. »Verrückte Sachen ade!« Aber vielleicht nahm mich mein Gefühl bereits auf die fotografische Reise in die richtige Richtung mit – »verrückte Sachen« allein sind halt keine Bildaussage ...

Das Geschenk, das die lange Brennweite mir machte, ist ein großes. Eins, das sich zurücknimmt und nicht viel Gepolter und Aufheben um sich selbst macht. Es macht die Welt im Gegensatz zum Weitwinkel nicht größer als sie ist, dafür weiß es sich aufs Wesentliche zu konzentrieren. Ja, das Tele ist einfach »da«, und fast will man sich bei ihm dafür bedanken, wenn da nicht Größe und Gewicht gehörig um Aufmerksamkeit betteln würden. Doch leider hat es das nötig – es ist halt eine lange Brennweite. Und deshalb trägt sie nicht den alleinigen Sieg nach Haus, sondern teilt sich das Feld mit allen anderen. Tja!

»Das 85er ist die Seifenblasenmaschine meiner Reportage – verlässlich, überzeugend und wirkungsvoll.«

Da ist es gut, dass der Tele-Bereich nicht erst ab 200 mm beginnt. Auch das leichte Tele mit 85 mm stellt als Festbrennweite zu einem bezahlbaren Preis eine weit offene Blende bereit und ist dabei noch nicht mal wahnsinnig schwer und groß. Es »holt« das Motiv ein klein wenig heran ... unaufdringlich, aber dennoch spürbar. Und als es meine Fototasche eroberte, war es fast so, als legte es sich schmunzelnd und siegessicher neben die anderen Festbrennweiten, weil es wusste, dass die Zeit die Dinge regeln würde. Und verflucht, wie es recht bekam! Das 85er ist die Seifenblasenmaschine meiner Reportage – verlässlich, überzeugend und wirkungsvoll. Und der Blick aufs Display meiner Kamera versetzt mich bei einem 85er-Bild als Zuschauer auf eine Tribüne. Von dort juble ich dem zylindrischen Akteur in der Manege wild applaudierend zu: »85er! 85er! 85er! Jaaaaa!« Fünfundachtziger – was für ein schöner Name! Es sind die 35 mm über »normal« – der Schönmach-Faktor – das Königreich der Herzen. Ja, ich lasse dieser Linse eine große Bewunderung zuteilwerden. Schimpft mich ruhig einen Spinner, wenn ich es liebevoll als »gütig« bezeichne.

NOTIZ AN MICH

- › Brennweite hat auch mit Perspektive zu tun.
- › Fotografisches Können lässt sich nicht auf das Equipment verlagern.
- › Das 85er ist 'ne Seifenblasenmaschine!

Endlos: Bokeh

Die mit leidenschaftlicher Härte geführte Diskussion um die »schönste Nebensache« der Fotografie halte ich für die nie enden wollende und undankbare Suche nach dem Heiligen Gral. Es geht ja beim Bokeh eigentlich nicht darum, was man im Foto zeigen will, sondern im Grunde darum, wie das aussieht, was man nicht zeigen will: die Unschärfe. Bokeh, das weiß der ambitionierte Hobbyfotograf bereits, ist Japanisch und bedeutet »unscharf« oder »verschwommen«.

»Ein schönes Bokeh macht Platz fürs Kopfkino.«

Doch geht es dabei nicht um die Unschärfe selbst, sondern darum, wie schön die Unschärfe aussieht. Allein diese Formulierung ringt dem kenntnisfreien Zuhörer wohl nur ein »Solche Probleme möchte ich mal haben ...« ab und bringt



Schauspieler Oliver Wnuk, aufgenommen mit einem Nikkor 200 mm/2,0. Die Bubbles im Hintergrund sind bei dieser Brennweite und großen Blende einfach riesig!

es damit eigentlich auf den Punkt. Man kommt sich vor wie der ertappte Erbsenzähler! Zugegebenermaßen zwingt einen anfänglich der allgemeine Herdentrieb, dem Trend zu folgen und ohne wirklich zu wissen warum dem schönsten Bokeh der Welt hinterherzujagen. Doch weiß man erst einmal, wie es geht, und wählt das richtige Objektiv zur *Cream Machine* im Linsenpark, kann man den Wow-Effekt in jedes seiner Fotos einbauen. Ein schönes Bokeh lässt den Betrachter Bildanteile errahnen und macht Platz fürs Kopfkino. Doch beruht die Beurteilung des Bokeh auf rein subjektivem Empfinden und nicht auf etwas, was sich durch Gleichungen definieren lässt.

Man diskutiert – geschichtlich gesehen – noch gar nicht so lange über dieses Thema. Die Objektive hatten allesamt früher sowieso ein schönes Bokeh ... Sie waren wesentlich einfacher aufgebaut, und ihr Optimierungsziel lag noch woanders. Der »alte Hase« hat mir irgendwann mal in grenzenloser Weisheit gesteckt, dass das schöne Bokeh erst flöten ging, als die Hersteller anfangen, ihre Objektive auf Schärfe zu trimmen. Und auch wenn der Glaube daran fest verankert ist: Ein schönes Bokeh ist nichts, was sich herstellerseitig allein durch einfaches Hinzufügen von Blendenlamellen regeln lässt. Ja, viele Blendenlamellen ergeben ein kreisrundes Blendenbild und wirken dadurch in der Summe weniger auffällig, doch wenn es so einfach wäre, dann hätte die Marketingabteilung der Objektivhersteller dem zuständigen Ressort längst den Marsch geblasen.

**»Mein persönliches Lieblingsbokeh muss kreisrund,
ruhig und ›fluffig‹ sein.«**

Das Bokeh hat primär mit dem Aussehen des Zerstreuungskreises zu tun, und weil ich den Firlefanz nie so richtig verstanden habe, flüchte ich an dieser Stelle ganz schnell aus der Theorie. Meine Erkenntnisse auf diesem Gebiet sind maßgeblich davon bestimmt, was ich in der Praxis ausprobiert habe. Wie »im richtigen Leben« beginnt die Jagd nach einem schönen Bokeh bereits bei der richtigen Auswahl der Herzensdame. Wenn ich mir die »Bokeh-Wunderobjektive«, die im Internet alle naselang diskutiert werden, so anschauere, dann komme ich schnell drauf, dass vor allem die einfach aufgebauten Festbrennweiten den Zooms in dieser Hinsicht weit überlegen sind. Es ist auffällig, dass sich auf der »Bokeh-Wunderliste« viele alte manuelle Objektive finden. Man spricht davon,

dass die Dinger seinerzeit eben noch nicht bis zum Exzess auskorrigiert wurden und dass genau das wohl förderlich sei.

Mein persönliches Lieblingsbokeh muss kreisrund, ruhig und »fluffig« sein und durch seine willentlich zweitplatzierte Schönheit dem Hauptmotiv eine ordentliche Portion Aufmerksamkeit schenken. Ich hab mir irgendwann angewöhnt, darauf zu achten, dass sich in der Unschärfe meiner Fotos überhaupt etwas »findet«, was ein schönes Bokeh zu zeichnen vermag. Besonders dankbar sind dabei natürlich Lichtreflexe. Sie ergeben diese wunderschönen *Bubbles*, die, je größer die Brennweite und je offener die Blende, zu enormer Größe heranwachsen können. Bei einem Porträt mit einem 200 mm/2,0 sind die Bubbles so riesengroß und auffällig, dass sie das Zeug dazu haben, zur Bildaussage zu reifen. Bokeh als Bildaussage? Hm – ich gebe zu, sie haben mich beeindruckt, diese wunderschönen Bokeh-Bilder, die aus nichts anderem als nur schönem Bokeh bestehen. Kein Motiv – nur Bokeh. Doch ist die Idee dahinter nicht vielleicht größer als der Inhalt an sich? Fotos wie diese verkaufen sich offenbar gut und finden Platz an Bürowänden von Rechtsanwälten mit vermeintlichem Kunstverstand. Dabei ist Bokeh – wie der Koi-Karpfen im Aquarium unter klarer Wasseroberfläche in zwei Metern Tiefe – einfach nur die schönste Nebensache der Welt.

NOTIZ AN MICH

- › Bokeh ist nicht die Unschärfe, sondern die Schönheit der Unschärfe in einem Foto.
- › Je einfacher ein Objektiv aufgebaut ist, desto größer ist die Chance auf ein schönes Bokeh.

Platzverschwendung? Der Goldene Schnitt

Als ich das erste Mal vom Goldenen Schnitt hörte, assoziierte ich wild: *Das goldene Blatt*, die goldene Uhr – Heizdecken und Kaffee aus viel zu kleinen Tassen im »Gasthof zur Linde«. Und um ehrlich zu sein – so ganz unrecht hatte ich damit nicht. Der Goldene Schnitt ist eine fotografische Regel, die so treu ist wie: »Wenn die Sonne lacht, nimm Blende 8.« Man kann sich beständig nach ihr richten und liegt damit nie wirklich daneben.



Zwei Drittel Himmel und ein Drittel Bommelmütze
ohne sichtbare Person – der Schnitt stimmt.

Im fotografischen Sinne geht es beim Goldenen Schnitt plump gesagt um die Bildaufteilung, die uns am wenigsten langweilt. Eine Art »Zauberformel«, mit der sich schon eine Menge Mathematiker auseinandergesetzt und wilde Gleichungen aufgestellt haben, die ich nie verstehen wollte. Dabei geht es um Proportionen, die wir unterbewusst als ideal einstufen würden. Für Zeitgenossen ohne jedes Gefühl für Aufteilung mag die einprägsamste und am leichtesten nachvollziehbare Regel sein, das Bild zu dritteln bzw. einfach NICHT zu vierteln oder zu halbieren. Die mittige Platzierung eines Motivs ist pure Langeweile! Denkt man sich jedoch zwei waagerechte und zwei senkrechte Linien in seinen Sucher, die neun gleich große Rechtecke ergeben, dann sind die Schnittpunkte das gute Gewissen, an dem alles auszurichten ist.

»Befreie dein Foto von der Zweckmäßigkeit einer klassischen Bildaufteilung!«

Das Bild zu dritteln ist per se also nicht zwingend die Butterfahrt an die schöne blaue Donau in viel zu engen Bussen. Nein, zur Abwechslung hab ich nichts dagegen, irgendwas nach Lehrbuch zu machen. Doch hab ich mich mit dem Goldenen Schnitt nie lange und eingehend beschäftigt oder hab seine Regeln permanent im Kopf. Mein Gefühl hat mir von Anfang an die richtige Bildaufteilung vorgegeben. Sicherlich kommt mir dabei zugute, dass ich 15 Jahre als Grafikdesigner gearbeitet habe – ich wurde also lange genug »gestillt«. Ein Bild durch seine Aufteilung in einen Ort zu verwandeln, ihm Boden/Halt zu geben oder nach oben Luft zu lassen sind hilfreiche Zutaten. Eine Rezeptur allerdings wird erst durch die wohlgemeinte Dosierung der Zutaten zu einem Augenschmaus. Die meisten Kamerahersteller helfen dem untrainierten Auge, indem sie ein Gitter im Sucher einblenden. Der ein oder andere Zeitgenosse nutzt selbiges sogar recht mutig, um das Bild gerade auszurichten, doch mitunter fehlt der weiterführende Gedanke, das Gitter auch als hilfreiches Instrument für die Bildaufteilung zu verwenden.

Doch verschwenden wir einen Gedanken daran, auch mal Dinge zu dritteln, die keinen Sinn machen, und versetzen unser fotografisches Wissen damit in Aufregung. Das Foto »zwei Drittel Himmel und ein Drittel Bommelmütze ohne sichtbare Person« mag im ersten Moment nicht zwingend Sinn machen, doch zwinkert der Fotograf damit dem Betrachter zu und spielt offen mit dem Regel-



Berlin, Branden-
burger Tor: meine
45°-Phase ... Haupt-
sache, schiefe!

bruch. Die Befreiung einer Fotografie von der Zweckmäßigkeit einer klassischen Bildaufteilung überrascht den Betrachter und schürt Interesse. Ich bin zwar kein großer Freund davon, das Mittel um seiner selbst Willen zu beklatschen, doch kommen wir auch nicht gleich in die Hölle, wenn wir etwas herumwildern. Ich mag es, einem Foto allein durch eine etwas ungewöhnlichere Aufteilung zu mehr Frische zu verhelfen. Den Goldenen Schnitt allerdings hab ich dabei bisher noch nicht vom Thron gestoßen.

»Freiflächen auf Fotografien kosten nichts.«

Inhaltlich lässt sich mit der rechten Aufteilung eine Menge anstellen, und eine Bildaussage kann auch mal durch Fläche unterstrichen werden. Mich irritiert die furchtbare Angst vieler Mitstreiter, in einer Fotografie Platz zu lassen und einem Motiv Raum zu geben. Eine Fotografie mit einer Vielzahl an Informationen zu füttern scheint für viele ungleich einfacher, als sich auf eine Botschaft zu konzentrieren. Ist die ureigenste Furcht vor Verschwendung das größte Hemmnis oder regieren selbst gesetzte Regeln den Verstand? Freiflächen auf Fotografien kosten nichts – nein, sie sind auf der Motivseite in den meisten Fällen sogar im Überfluss vorhanden. Bedienen wir uns doch einfach mal maßlos und schauen, was sich damit anstellen lässt.

Ich stelle mir bei Spaziergängen in der Stadt selbst Fotoaufgaben. Bei einer versuche ich eine Geschichte zu erzählen – allein durch die Aufteilung des Fotos

in ruhige und unruhige, in wichtige und unwichtige Bildteile, in Fläche und Protagonist. Also, Blende zu und Storytelling durch ein einziges Gestaltungsmittel: die Aufteilung. Ich trainiere damit das eigene Seh-Empfinden und kann es in Situationen abrufen, in denen mir das Motiv nicht auf dem goldenen Tablett serviert wird. Blendengleich rette ich damit oftmals belangloses Motivmaterial hinüber in die Galerie mit der Auswahl für den Kunden.

»Meine eigene 45°-Phase ist wie ein Alkoholproblem.«

Doch auch bei derlei Aufgaben sei etwas Experimentierfreude erlaubt. Erweitern wir den eigenen Horizont damit, dass wir den selbigen kameraseitig nicht permanent »in Waage« bringen. Der schiefe Horizont verhilft dem Foto zu mehr Dynamik, und auch hierbei hilft die Drittelung des Bildes. Die rechte Dosis ist aber auch hier der weise und hilfreiche Tipp des Mentors ... Eine Vielzahl von Fotografen – davon bin ich überzeugt – hat offenbar eine 45°-Phase. Eine Phase, in der das Motiv einfach nur gekippt wird, um das Foto spannend zu gestalten. Das Schlimme ist: Es funktioniert und kostet nichts! Also bedient man sich dummerweise reichhaltig aus diesem Garten Eden und vernachlässigt die Bildaussage. Diese Phase tritt meistens dann auf, wenn der Fotograf an einer der vielen »Weiß-nicht-weiter«-Gabelungen in seiner Entwicklung steht. Meine eigene 45°-Phase ist wie ein Alkoholproblem, das immer dann auftaucht, wenn ich ergebnislos nach Lösungen ringe. Irgendwann war man mal »45°-abhängig« und hat sich mühevoll davon gelöst, doch der Teufel kennt seine Pappenheimer und verkauft seine Heizdecken gewinnbringend: »Schlag ein, mein Freund. Es sind doch nur 45°!«

NOTIZ AN MICH

- › Der Goldene Schnitt ist wie eine Zauberformel, die mir bei der Aufteilung eines Fotos helfen soll.
- › Keine Angst vor zu viel Platz auf einem Foto!
- › Meine 45°-Fotos nerven mich zwar selbst schon, aber sie passieren mir trotzdem immer wieder ...

Gewürzregal Farbe

Farbe ist per Definition nach DIN 5033 »diejenige Gesichtsempfindung eines dem Auge des Menschen strukturlos erscheinenden Teiles des Gesichtsfeldes, durch die sich dieser Teil bei einäugiger Beobachtung mit unbewegtem Auge von einem gleichzeitig gesehenen, ebenfalls strukturlosen angrenzenden Bezirk allein unterscheiden kann.« (Quelle: Wikipedia). Wow – ich möchte nicht im Kopf desjenigen stecken, der diese Definition formuliert hat! Ich bin mir sicher, diese Person hat recht. Meine Definition hört sich allerdings so an:

»Farben können glücklich machen. Oder traurig.«

Sie können ein Foto durch eine Farbstimmung in eine bestimmte Tageszeit versetzen, und wenn man Farben ganz weglässt, dann üben sie durch ihr Ausbleiben ebenfalls eine besondere Wirkung aus. Für mich sind die Farben eines Fotos das Gewürz. Lässt man sie weg, »schmeckt« der Moment so wie er war: rein, natürlich und reduziert auf das, was ihn ausmacht. Übertreibt man es mit den Farben, »überwürzt« man schnell. Farbneutrale Fotos »schmecken« lasch ... Ich geb immer ein wenig mehr Gelb hinzu, weil ich es mag. Andere Menschen ziehen schwarzen Pfeffer dem grünen vor ... Für uns sind Farben auch immer mit einem Gefühl verbunden. Wir nennen sie kalt oder warm, traurig oder freundlich. Dabei wissen die Farben gar nichts von ihrem Glück! Sie sind aus sich heraus natürlich nichts von alledem. Unsere Gefühlsassoziationen haben viel mit gelernten Bildern zu tun. Wir empfinden Gelb beispielsweise als warm, weil wir damit grundsätzlich Licht und die damit verbundene Abstrahlung von Wärme assoziieren. Das Foto einer sonnigen Waldwiese am späten Nachmittag wird von uns als freundlich wahrgenommen. Blau dagegen assoziieren wir mit kalt. Offenbar denken wir bei Blau eher an kühles Wasser. Dasselbe Foto der sonnigen Waldwiese wird von uns völlig anders beurteilt, wenn wir die Farben der gelbstichigen Wiese etwas ins Bläuliche verschieben.

Die Assoziation verschiedener Farben in unserem Kulturkreis ist relativ eindeutig. Rot beispielsweise ist für uns eine Signalfarbe. Nicht zufällig wurde diese Farbe für sehr eindeutige Warnhinweise im Straßenverkehr ausgewählt. Doch nicht erst seit Einführung der Straßenverkehrsordnung spielt die Farbe Rot eine



Rolle. Könige kleideten sich mit roten Umhängen, weil sie dadurch auffielen und sich vom Rest deutlich unterschieden: Rot steht auch für Macht und Prestige. Findet sich diese Farbe in einem Foto, wird unser Auge mit ziemlicher Sicherheit zunächst genau diesen Punkt anvisieren.

Der rotbäckige Apfel im grünen Apfelbaum kann einsam als letzter am Ast hängen, er wird die Aufmerksamkeit trotzdem allein auf sich lenken. Der Apfelbaum kann im Verhältnis 100-mal größer als der Apfel sein – seine Chancen, die erste Geige zu spielen, sind dennoch gering. Grün – das wusste schon die Großmutter – ist zwar die Farbe der Hoffnung und findet naturbedingt durchweg positive Assoziationen. Doch gegen Rot verliert sie trotzdem. Sie ist einfach nicht stark genug. Doch betrifft dies nicht nur Grün: Keine andere Farbe wird sich auf einem Foto gegen Rot behaupten können. Wenn wir uns dieses Wissen in einem Foto zunutze machen, haben wir verdammt gute Mittel in der Hand, mit der wir die Aufmerksamkeit des Betrachters lenken können.

»Die Farbe des Lichts vermag die Stimmung einer Aufnahme zu definieren.«

Bei Blau und Gelb können wir sogar die Assoziation manipulieren, da die Farbe des natürlichen Lichts über den Tag verteilt die eine oder die andere Tönung annimmt und wir dies mithilfe des Weißabgleichs korrigieren können. Ob ein Foto als warm oder kalt empfunden wird, können wir also bereits mit dem Weißabgleichsrädchen an der Kamera einstellen.

Wenn wir uns mal genauer anschauen, wie sich das natürliche Sonnenlicht über den Tag verteilt, wird uns das Wissen darum helfen, besser mit Farben zu arbeiten und sie für uns zu nutzen. Der Tag beginnt mit einem Sonnenaufgang und endet mit dem Sonnenuntergang – im besten Fall kann man beide fotografisch nutzen, weil diese Zeiten besonders schöne Lichtstimmungen bieten. Das war schon immer so, und es heißt, abends sei die ideale Zeit, um Porträts zu machen. Aber warum ist das so? Die Lichtfarben kommen durch den unterschiedlichen Anteil der verschiedenen Wellenlängen des Sonnenlichts zustande. Je nach

Grün überwiegt auf diesem Foto,
und doch zieht die Farbe Rot hier
alle Aufmerksamkeit auf sich.

Abendsonne, fotografiert auf Mittelformatfilm: Das Licht kann kurz vor „Toresschluss“ gelber nicht sein.



Sonnenstand – also morgens, mittags oder abends – lässt die Erdatmosphäre mal mehr und mal weniger Wellen durch. Wenn die Sonne in den Morgen- und Abendstunden am Horizont steht, wird mehr gelblich-rotes Licht durchgelassen. Durch den schrägen Sonnenstand wird unser Motiv in sanfte Kontraste und als warm empfunden, gelbes Licht getaucht. In der Mittagszeit steht die Sonne senkrecht am Firmament und ballert ungebrochen mehr kurzweiliges, neutrales Licht durch die Atmosphäre, das für harte Kontraste sorgt. Die Mittagszeit ist also nicht unbedingt die erste Wahl, wenn man mit natürlichem Licht arbeiten will. Selbst bei bedecktem Himmel tritt dieser Effekt auf – wenn auch sehr abgeschwächt. Ja, man muss nur zur richtigen Tageszeit fotografieren ...

Wenn du beim nächsten Sonnenuntergang mit dem integrierten Blitz wieder hilflos gegen deinen Protagonisten zimmerst, wunder dich nicht, wenn die Lichtstimmung komplett verloren geht! Du sammelst mit deinem Blitz schnelles, hartes Licht gegen langsames, weiches. Ganz so, als würde der Koch die versalzene Suppe durch reichlich Dreingabe von Zucker zu neutralisieren versuchen.

NOTIZ AN MICH

- › Rot ist eine Signalfarbe und deshalb mit Vorsicht einzusetzen.
- › Gelb hat eine warme Gefühlsassoziation.
- › Blau hat eine kalte Gefühlsassoziation.
- › Ob ein Foto kalt oder warm wirkt, lässt sich mithilfe des Weißabgleichs regeln.

**Stehen bleiben
oder weitermachen?**





Hurra, ich kann fotografieren!

Oder: meine Fotoclub-Experience

Ich war neulich wieder unterwegs und hab fotografiert. Nichts Dolles – belangloses Zeug. Wahrscheinlich würde ich es am nächsten Tag wieder löschen. Ein Passant sprach mich an und deutete auf meine Kamera: »Aah, Sie fotografieren?!« Ich lächelte zurück und sagte »Ja, ich fotografiere ...« Ein kurzes »Hm ...« aus seiner Richtung, und schon war unser tiefgründiges Gespräch beendet, und wir zogen weiter – jeder seines Weges. Ich hatte wirklich keinerlei Lust, mich mit ihm zu unterhalten, und doch dachte ich ein paar Minuten später über den Wortwechsel nach. Hatte ich gesagt: »Ja, ich fotografiere ...«? Hätte ich nicht ehrlicherweise antworten müssen: »Na ja, ich versuch's ...«?

»Ich kann fotografieren!«

Wobei: Ich hab anschließend im Forum einem Anfänger seine Kamera erklärt und konnte dabei auf jede Nachfrage antworten. Wenn ich recht darüber nachdenke, hab ich mir vieles damit selbst erklärt und gedacht: Was fehlt mir? Es gibt Menschen in meinem Umfeld, die würden diese Frage mit »gar nix« beantworten, und zögernd kommt mir der Gedanke: »Wenn ich fotografieren kann, bin ich dann nicht auch ein Fotograf?« Hui, »Fotograf« – das klingt mächtig! Aber ist es nicht so? Wenn ich eine Frau fotografierte und sie das Bild jemandem zeigte, der wiederum danach fragte, wer der Fotograf sei, würde ich mich melden, oder? Hm, so richtig komm ich noch nicht klar mit meiner Erkenntnis, denn ich weiß, wenn es »um die Wurst geht«, würde ich einen Rückzieher machen und alles abstreiten. Aber: Warum nicht stolz sein auf das Erreichte? Wenn einer Auto fahren kann, ist er doch ein »Autofahrer«? Und wenn einer Klavier spielen kann, ist er ein »Klavierspieler«, oder nicht? Gut, ich bin noch kein »professioneller Fotograf«, aber zumindest ein Fotograf. Ein Autofahrer muss ja auch nicht zwingend ein professioneller Autofahrer sein, insofern ...

Ich bin also so weit! Ich *kann* fotografieren! An diesem Tag dachte ich bei mir, dass es nun an der Zeit wäre, endlich mit mir im Reinen zu sein. Ich war da, wo ich noch vor einiger Zeit erst hinkommen wollte. Viel konnte ja nun eigent-

lich nicht mehr kommen. Ein bisschen vielleicht. Dachte ich ... Alberner hätte diese Einschätzung allerdings nicht sein können, denn hinter dieser Tür der Erkenntnis sollte sich mir ein Feld offenbaren, das mächtiger und rätselhafter nicht hätte sein können. Das, was nun kam, hatte wenig mit greifbaren, technischen Erklärungen zu tun, sondern mit der Auseinandersetzung, dem Ausdruck und inhaltlichen Fragen. Es hatte mit Licht zu tun und mit Lösungen. Mit Konzepten und Bildsprache. Und mit einer Vielzahl anderer kunstvoller Worte. Meine Kamera kam mir bei derlei Gedanken so wahnsinnig klein vor. Kann sie das leisten? Kann ich das leisten? Es sind doch nur Fotos?! Warum suche ich nach Bedeutung? Die Antwort ist die gleiche wie auf die Frage, warum sich ein Hund die Eier leckt: »Weil er es kann!« Fotografie vermag Bedeutung zu transportieren – also sollte sie es auch versuchen.



Point of View: Durch die Stadt schlendern und fotografieren – manchmal finde ich dabei so nachdenkliche Momente wie diesen.



Warum kann Fotografie nicht von coolen Typen in Chucks getragen werden?

»Such dir einen Mentor« war der ernst gemeinte Rat eines Kollegen. Doch diese Aufgabenstellung erschien mir weitaus mächtiger, als das bisher Gelernte zu erreichen. Mentor? Wo soll ich denn den hernehmen und wozu?

»Wenn du keinen findest, nimm mehrere ...«

»Hä?«

»Fotoclub!«

»Hm ...«

Rauchgeschwängerte Luft, Bier vom Fass in Gläsern, die auf Bierdeckeln stehen. Typen in schlecht sitzenden schwarzen Jeans und billigen Turnschuhen. Fotomappen in DIN A3, voll mit Fotografien, die ich nicht verstehe und deren Inhalt sich mir nicht erschließt. Ich fürchte mich davor, auszusprechen, was ich beim Anblick dieser Fotografien zu sagen hätte, doch werde dazu genötigt. Ich

ringe nach Worten und sage treffsicher das Falsche: »Mir sagt das Verborgene mehr über die Botschaft dieser Fotografie, als das wesentlich Gezeigte.« Der Satz hinterlässt Kopfschütteln. Ich solle mich nicht hinter Floskeln verstecken. Ich müsse noch lernen, Fotografien zu interpretieren und Inhalt und Ausdruck besser voneinander zu trennen.

Ja, ja – ich bin klein. Ihr seid groß. Ich gehöre nicht hierher. Ich hab keine Mappe in DIN A3. Hat mir keiner gesagt, dass ich so etwas haben muss. Ich kann mit diesem verschwommenen Foto eines viel zu fetten Weiberhinterns auf dem Rohr eines Heizungskellers nichts anfangen. Ich hätte die Blende nicht so weit geschlossen – man sieht ja alles! Meine Fotoclub-Erfahrung wird zur Farce. Mentor am Arsch! Ich will nach Hause! Ich sitze im Auto und denke über das Erlebte nach. Nein, wenn das der Weg ist, will ich ihn keinen Schritt weitergehen. Muss ich echt über diese Brücke? Verflucht, warum hab ich überhaupt erst damit angefangen? Dieser Rückschlag tut mehr weh, als mir lieb ist. Warum kann Fotografie nicht von coolen Typen mit Skateboards und Chucks getragen werden? Muss sie denn wirklich so müffeln?!

Hab ich gerade erkannt, dass ich ohne Abitur und Studium an meine Grenzen stoße und die Fotografie mich nun verarscht?

NOTIZ AN MICH

- › Bei der Mentorensuche sollte ich ausdauernder sein.
- › In Fotoclubs sollte man nicht rumschwafeln.
- › Die technische Seite der Fotografie verstanden zu haben heißt noch lange nicht, fotografieren zu können.

Gib dem Affen Zucker (*Feed your Skills!*)

Mein fotografischer Horizont schien erreicht, und ich tappte auf der Stelle herum. Auch meine Mentorensuche war nicht von Erfolg gekrönt. Ja, ich war an einem Punkt, wo mir nichts Neues mehr einfiel. Ich begann meine Phase schönzureden und sah streckenweise nicht mal die Notwendigkeit einer Weiterentwicklung. Ich wechselte die Kamera, leistete mir verschiedene Objektive und wähnte mich satt. Ich hielt nicht viel von Workshops und wusste mit sogenannten Conventions nichts anzufangen. Überteuerter Quatsch selbst ernannter Spezialisten, die die meiste Zeit mit dem Aufbau des eigenen Images zu tun hatten und ihre Dienste für teuer Geld feilboten. Ja – so war mein Bild, und ich hatte weder Beweise noch fundierte Erfahrungen, die dies irgendwie untermauerten. Ich übernahm es von einem, dem ich das glaubte, und meinte dummerweise, es damit besser zu wissen als alle anderen.

»Arbeite an deinen Fähigkeiten!«

Doch der Tag sollte kommen, an dem ich mich auf einer dieser Veranstaltungen mit skeptischem Blick wiederfand. Da ich dazu eingeladen worden war und keine Teilnahmegebühr zahlen musste, würde ich mich auch nicht ärgern können ... Der Referent begann mit einer sehr einfach verständlichen Grafik, die eigentlich das Offensichtliche veranschaulichte, dabei jedoch einen für mich entscheidenden Denkanstoß beinhaltete: Ausgeprägte fotografische Fähigkeiten und eine besondere Bildsprache sind im großen Becken fotografischer Belang- und Bedeutungslosigkeit eine der wesentlichen Möglichkeiten, an Bedeutung zu gewinnen. Die professionell ausgeübte Fotografie hat durch den Verlust der geschützten Berufsbezeichnung »Fotograf« extrem an Qualität eingebüßt. Die Schwemme an Knipspiloten und qualitativ retardierten Microstock-Bildagenturen entwertet das Produkt »Foto« bis zum Äußersten. Doch statt sich anzupassen und ebenso ins Discount-Becken zu springen, scheint eher die Ambition, sich zu entwickeln, ein gangbarer Ausweg – eine Art »demografischer Wandel«, der den Wettbewerb derjenigen ausdünn, die sich nach oben bewegen wollen.

Die Botschaft war eindeutig: *Feed your skills!* Arbeite an deinen Fähigkeiten! Und dabei ging es mitnichten um die technische Seite des Fotografierens.

Es ging vielmehr um das, was man fotografisch zu sagen hat und wie man es zeigt. Es ging darum, Gestaltungsmittel nicht um ihrer selbst willen einzusetzen, und darum, seine Beobachtungsgabe zu schulen. Es ging um die psychologischen Aspekte in der Fotografie und um die Entwicklung einer eigenen Bildsprache. So einfach und offensichtlich diese Botschaft war, so ließ sie mich doch über mich und meine fotografische Zukunft nachdenken. Der Referent wusste mich allein dadurch zu begeistern, dass er nicht vorbetete, wie es zu laufen hatte, sondern vielmehr Situationen darstellte, deren Lösung auf der Hand lag. Hätte ich diese Veranstaltung nicht besucht – wer weiß, wie es weitergegangen wäre! So löste sich mein negatives Bild solcher Veranstaltungen in Luft auf, und ich begann mich gezielt nach Workshops, Conventions und anderem Gehirnfutter umzusehen. Natürlich tut es dem Geldbeutel weh, eine Veranstaltung zu



Foto: Marie-Luise Kammerer

Das Sichten von Fotografien und Gespräche mit anderen Fotografen, die man schätzt, sind ein Füllhorn an Bereicherung.

buchen, für deren Gegenwert man ein schönes neues Glas in die Objektivtasche hätte packen können. Doch was ich jedes Mal an Wissen, Denkanstößen und Kontakten mitnahm, war mit Geld nicht aufzuwiegen. Ich lernte viel und willig und war mir auch nicht zu schade, bei anderen Fotografen als Assistent zu arbeiten. Dabei hab ich mein eigenes Wissen in kürzester Zeit vervielfacht.

Doch nicht nur mein Appetit nach Wissen und Erfahrung brachte mich weiter. Allein der Austausch beim abendlichen Rotwein mit geschätzten Kollegen ist ein Füllhorn an Bereicherung. Ich treffe mich oft und gern mit anderen Fotografen und erweitere meinen Kontaktkreis stetig. Ich bin mir dabei absolut bewusst, dass nicht jeder Kontakt und jede Verabredung mit tiefer Freundschaft endet – das tun die wenigsten. Doch was ist schöner und fruchtbarer, als Fotografen kennenzulernen, deren Arbeiten man bewundert? Manchmal ist es dann nur ein Satz oder eine kurze Bemerkung, die mich aufhorchen lässt und ein paar Tage lang beschäftigt.

NOTIZ AN MICH

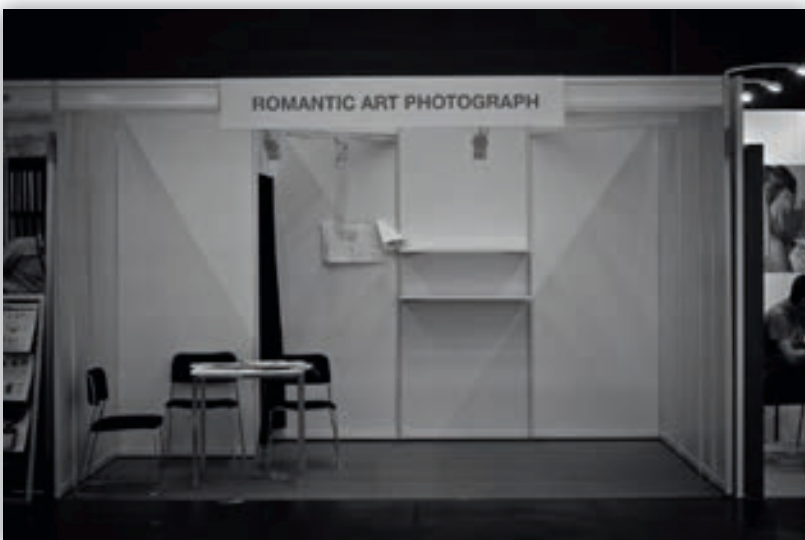
- › Workshops sind doch nicht so blöd, wie ich immer dachte.
- › Ich muss mich öfter mit Kollegen verabreden.
- › Wissen und Austausch sind mehr wert als jedes zusätzliche Glas im Fotokoffer.
- › Hör niemals auf an den eigenen Fähigkeiten zu arbeiten!

Spektakel im Fotokino

Natürlich wäre es mit dem Teufel zugegangen, wenn negative Erfahrungen auf meiner Suche nach Inspiration komplett ausgeblieben wären. Doch dass es gerade die »Messe aller Messen« für Fotojunkies sein sollte, die mich vom bitteren Trog kosten ließ! Mag sein, dass ich ein anderes Bild im Kopf hatte und meine Erwartungshaltung falsch war. Ich bin verrückt nach Fotografie und finde jeden Menschen toll, der sich für Fotografie interessiert. Doch warum müssen die Hersteller sich auf diesen Messen derart selbst demontieren?

»Wir sind die Größten mit der größten Tüte!«

Der Tag, auf den ich zwei Jahre lang gewartet hatte, war gekommen. Ich hatte die letzte Fotografiemesse leider verpasst und freute mich nun auf meine erste Photokina als »Fotograf« und nicht mehr als »Foto-Interessierter«. Meine irritierende Reise beginnt an der Bahnstation Köln Messe/Deutz. Wenn man dort aussteigt, wird einem erst mal eine große Tüte mit Zeugs in die Hand gedrückt. Botschaft: »Hier, nimm mit! Wir sind die Größten mit der größten Tüte, die du nun bitte den ganzen Tag mit dir rumschleppst. Ach, keine Lust? Dann stell sie doch einfach irgendwohin. Wir schmeißen sie dann weg ...«



„Schöner“ Messestand eines romantischen Fotografen

Riesige Blitzschirme in Halle 9



Ich bekomme ein wenig Angst, als ich die Masse an Foto-Enthusiasten sehe, die zur Messe mit ihrem gesamten Equipment aufgebrochen sind. Riesige Fototaschen! Hab ich was im Kleingedruckten nicht gelesen? Muss man etwa seinen eigenen Kamerakram mitnehmen? Ich dachte, die zeigen mir hier was? Bereits in der ersten Halle kommt mir die Erleuchtung: Bodypainting-Nixen schaukeln halb nackt am Stand irgendeines Anbieters, und eine Horde Foto-Enthusiasten knipst sich die Erregung schnell wieder weg. Ich will auf der Stelle kein Foto-Enthusiast mehr sein. Als ich flüchte, stehe ich plötzlich bei den 3D-Kameras. Viel davon gelesen, nie eine gesehen, Hostess gegriffen, Fragen gestellt. Leider kann sie mir fünf von sechs Fragen (einfachster Natur) nicht beantworten und schlägt mir vor, die Seifenblasen-Mädels auf der Bühne mit den bereitstehenden 3D-Fotoapparaten zu knipsen. Das macht jedoch nur Spaß, wenn man das Ergebnis dann auch in 3D ansehen kann – auf einem Monitor oder so. Kann man hier aber nicht, weil das Hallenlicht die Technik durcheinanderbringt. Wenn das die fotografische Zukunft ist ...

Okay, auf zu Objektivhersteller XY. Auch hier sind die liebevoll gecasteten Hostessen nicht in der Lage, einfachste Fragen zu Naheinstellgrenzen und Bildwinkeln zu beantworten. Die Infos könne ich auch im Netz finden ... Aber dann brauche ich ja auch nicht herzukommen?! Ich ziehe hängenden Kopfes vorbei an betüteten Foto-Enthusiasten, die ihre Kamera mit aufgeschraubtem Kit-Objektiv gegen einen Testchart zimmern, vor dem sich – wie sollte es anders sein – eine großbusige B-Nixe räkelt. Das ist alles so sinnlos! Ich gehe in die Halle der Fotobücher. Eigentlich eine meiner Hauptanlaufstellen für den heutigen Tag. Ich wollte mir einen Eindruck von den Herstellern machen, neue Möglichkeiten finden, Ideen sammeln ... Aber huiiii: 98 % der hier angebotenen Produkte liegen irgendwo zwischen »peinlich« und »ganz peinlich«: ein polnischer Altlederimitat-Hersteller, ein Sepialook-Buch, eingebaute Weichzeichner und Hochzeitsvignetten in Weiß ... Das war auch ein Reinfall.

»Was genau hat das mit Fotografie zu tun?«

So, nun auf zu Halle 9 – der »Blitzhalle«. Ich bin überfordert: so viel Licht auf einem Haufen! Die Chinesen verkaufen ihren kopierten Kram, und auf der Bühne erklärt ein Superfotograf, wie man schön blitzt. Ich will nach Hause! Ist glücklicherweise auch fast so weit. Die Türen schließen. Am Ausgang lassen sich die Foto-Enthusiasten dann noch bei einer Massen-Massage ihre kaputten Rücken kurieren und »vergessen« natürlich die großen Tüten, die sie seit acht Stunden mit sich herumgeschleppt haben ...

Was genau hat das alles mit Fotografie zu tun? Und warum fragen die Hersteller nicht mal die zahllosen Klugscheißer aus den Foren, ob sie sich an den Messestand stellen und das machen würden, was sie immer schon in den Foren tun: vieles besser wissen?! Wäre zumindest ein Fortschritt ...

NOTIZ AN MICH

Ich muss aufpassen, dass ich es mir nicht mit allen verscherze ...

Wohin des Wegs?

Es kommt der Tag, da steht man am Scheideweg und stellt sich unweigerlich die Frage: Wohin will ich eigentlich? Also fotografisch gesehen. Ist es überhaupt wichtig, zu wissen, wohin man will? Ja! Denn wenn man keine Idee hat, wohin man will, führen alle Wege ins Nichts.

Natürlich spricht nichts dagegen, »nichts« zu wollen und es sich in der Ziellosigkeit bequem zu machen, doch dann hättest du dir dieses Buch wahrscheinlich gar nicht erst gekauft. Den richtigen Weg für sich zu finden hat viel mit der Fähigkeit zu tun, sich reflektieren zu können. Wenn du genau weißt, wer du bist, und du ehrlich mit dir selbst umzugehen vermagst, kannst du dir ein Ziel setzen, das du auf keinen Fall zu erreichen glaubst. Wenn du weißt, was in dir steckt, kennst du deine Grenzen und deinen Horizont. Und damit hast du auch eine Chance, die einen zu erfahren und den anderen zu erweitern. Das ist die Kunst.

»Mein Ziel ist es, perfekte Momente festzuhalten.«

Ich bin ein recht extrovertierter Zeitgenosse, mit einer großen Leidenschaft für Momente, bin jedoch viel zu schludrig, um Bilderergebnisse bis zum Exzess auszureizen. Mir geht es primär um Inhalt, erst in zweiter Instanz um Abbildung. Ein Studioleben kann ich mir ebenso wenig vorstellen, wie mich mit Objekten auseinanderzusetzen. Mir müssen meine Protagonisten schon antworten können ... Ich würde mich im weitesten Sinne als »Bildreporter« bezeichnen. Mein Ziel ist es, perfekte Momente festzuhalten. So schön und einzigartig, dass es dem Betrachter »eiskalt den Rücken herunterläuft«. So schön, dass ich mich bei jedem Anblick vor mir selbst verbeugen möchte – das ist mein Ziel und mein Anspruch. Ich hab noch ein ganzes Stückchen Weg vor mir und erkunde mich und meinen Weg. Und es macht Spaß, die eigene Entwicklung zu beobachten – mit allen Höhen, Tiefen und Rückschlägen. Man lernt dabei viel über sich und was in einem steckt.

Wohin des Wegs? Mit einem
gesetzten Ziel lässt sich so
mancher Sturm überstehen.



»Und du? Was gelingt dir am besten? Porträts?« Interessanterweise hab ich schon einige Fotografen kennengelernt, die sich selbst gern als Porträtfotograf sehen, denen jedoch die Gabe fehlt, sich wirklich für ihr Gegenüber zu interessieren. Um ein guter Porträtfotograf zu sein, reicht es nicht, sich für Porträts zu begeistern und Licht-Setups einzustudieren. »Das große Buch des guten Posierens« auswendig zu lernen, hilft vielleicht ein Stückchen weiter, doch sieht man diesen Fotos die inhaltliche Leere schnell an. Die große Kunst des Porträtierens hat viel damit zu tun, sich in Menschen einfühlen zu können, und am Ende gar nicht so viel mit Technik. Ich wähle dieses Beispiel, um klarzumachen, dass das Feld, auf das du dich begibst, größer und weitreichender sein kann, als du anfänglich denkst. Und möglicherweise erkundest du dieses Feld besser nicht allein mit Wissen, sondern vor allem durch Erfahrung. Und Erfahrung kommt von »erfahren«. Also, raus mit dir! Quatsch nicht und verlier dich nicht in Forumsdiskussionen. Nimm deine Kamera, und erkunde dich und dein fotografisches Feld!

»Nein, einen ›Überblick‹ gibt's nicht.«

Doch wie fängt man an? Hm ... Wir drehen uns im Kreis! Denn wenn du dich zu reflektieren vermagst, weißt du auch, was dir fehlt. Und damit fängst du an! Es gibt Zeitgenossen, die wollen sich gern erst mal einen Überblick verschaffen. Okay. Weißt du was? Mit dem Abstecken des Feldes zu beginnen halte ich für vertane Zeit. So was machen Wissenschaftler mit einem Stock im Arsch. Du solltest dir einzig darüber im Klaren sein, wohin du willst und was du bereit bist dafür zu geben. Nein, einen »sogenannten Überblick« gibt's nicht. Wir bewegen uns in der Fotografie – sie ist unendlich! Und es ist nicht so, dass du bequem in die Bahn einsteigst und Wissen und Erfahrung an dir vorbeirauschen. Erkenntnis kostet Zeit und Mühe.

Ah, jetzt glaubst du, ein Ziel gefunden zu haben? Ging ja schnell! Wie sieht es aus? Erfolgreicher Landschaftsfotograf? In fremde Länder reisen, Kulturen kennenlernen und dabei viel Geld verdienen? Okay! Definiere »Erfolg«! Wenn Erfolg für dich irgendwas Materielles bedeutet, streiche es sofort durch. Materieller Erfolg ist kein fotografisches Ziel! Ich hoffe, jetzt weißt du, was ich meine. Bleibt Landschaftsfotograf – ohne das »erfolgreich«. Die Natur »finden«, ihre Geometrie erkunden und sie so fotografieren, dass die Realität nicht an das Foto heran-

reicht. Du kennst ein paar Landschaftsfotografen, bei deren Fotos dir der Atem stockt. Dein Ziel sollte nicht sein, so fotografieren zu können wie sie, sondern anders. »Besser« verbietet sich in diesem Zusammenhang, denn ab einem bestimmten Level gibt es nur noch ein »Gefällt mir« oder ein »Gefällt mir nicht«.

»Sei das Floß und nicht der Fluss!«

Lauf niemandem hinterher, und versuch nicht das zu machen, was andere schon vor dir gemacht haben. Sei das Floß und nicht der Fluss! Stecke deine Ziele höher und weiter, als sie dir erreichbar scheinen. Zu wissen, was du willst, bringt dich schon auf einen Weg. Du legst dir die Schienen und bist dein eigener Lokführer. Wolltest du doch als Kind schon sein, oder? Es ist nicht verboten, Haken zu



Das Foto meines Scheidewegs und die Erkenntnis:
Erfolg ist kein Ziel, sondern nur die Folge daraus.

schlagen oder sich in anderen Feldern auszuprobieren, doch vergiss dabei nicht, wohin du eigentlich willst. Fotografie kann aus sich heraus »bedeuten«. Sie kann dir zeigen, wer du bist, und sie vermag dir die Dinge zu erklären, die dich umgeben – und das ohne dass sie zu dir spricht. Die Fotografie setzt sich einfach in die Ecke und schaut dir zu. Ich glaube, das ist sie: eine Therapeutin.

NOTIZ AN MICH

- › Ich muss mir meine Ziele immer ein wenig höher setzen, als sie mir erreichbar erscheinen.
- › Keine Idee davon zu haben, wohin es gehen soll, führt unweigerlich ins Nichts.
- › Nicht quatschen, sondern machen!
- › Erkenntnisse kosten Zeit und Mühe.
- › Fehler sollte man immer selbst machen.

Kann man Fotografie lernen?

Beim Schreiben dieses Buches fällt mir auf, dass es immer noch eine Menge Sachen gibt, die ich nicht weiß – was für mich nicht schlimm ist –, doch kommen mir dann Zweifel, ob man in der Rolle des Autors nicht auch irgendwie in der Verantwortung steht. Hm ... Also »alles« zu wissen geht ja sowieso nicht, doch etwas mehr Basiswissen wünschte ich mir schon zu dem einen oder anderen Thema. Wenn mir eine Information fehlt, suche ich kurz und belese mich. Geht auch ganz fix ... Doch ist diese Art der »Ausbildung« wirklich effektiv?

In solchen Momenten stelle ich die Überlegung an, ob es ein Manko ist, dass ich Autodidakt bin und den Beruf des Fotografen nie wirklich gelernt habe. Sicher, meinen Fotos sieht man das nicht unbedingt an, und meiner verehrten Kundschaft ist es auch völlig schnuppe. Doch stelle ich mir oft die Frage: Kann man Fotografie eigentlich wirklich erlernen? Ich meine im Sinne von »Schulbank drücken – Farbenlehre: 1 – setzen!«?

**»Laien experimentieren halt so lange herum,
bis es klappt.«**

Wenn ich mir die Schaufensterfotos gelernter Fotografenmeister in den Städten so ansehe, dann habe ich noch nie eins gesehen, das mich »erreicht« hätte. Alle sehen irgendwie gleich aus – und ich bin in solchen Situationen ganz froh, dass ich *das* nicht gelernt habe. Und dann flippe ich manchmal total aus, wenn ich sehe, was Autodidakten so zu Wege bringen! Ich möchte das um Himmels willen nicht pauschalisieren, doch zeigt es mir, dass eine Ausbildung zum Fotografen nicht zwingend dazu führt, ein guter Fotograf zu sein. Ja, auch gelernte Fotografen können supertolle Fotos machen, und möglicherweise eröffnen die guten unter ihnen nicht zwingend einen Laden in der Innenstadt – wie gesagt: Eine Pauschalisierung wäre unsinnig und sicherlich unfair!

Ich habe mitunter den Eindruck, dass gelernte Fotografen fast schon in ihrem Wissen gefangen sind und so immer an die Sache herangehen, wie sie das gelernt haben: Blende 8 mit exakt gemessenem Weißabgleich. Eine zweite oder dritte Möglichkeit wird oftmals gar nicht in Betracht gezogen. Laien experimentieren halt so lange herum, bis es klappt – und auf diesem Weg kommen manch-



Aus schulbuchfotografischer Sicht hab ich hier wahrscheinlich alles falsch gemacht. Hochzeitsfotos wie dieses finden sich deshalb kaum in den Schaufensterauslagen von Fotografenmeistern.

mal fabelhafte Bilder zustande, die dem gelernten Fotografen halt nicht »passieren«. Mir persönlich ist es beispielsweise wesentlich wichtiger, den Moment einzufangen, als daraus einen hochglanzprospektfähigen Abzug zu erstellen. Schön wäre es natürlich, beide Aspekte in einem Bild zu vereinen.

Ein Begriff in vielen Diskussionen über Fotografie fällt mir oft auf: Reproduzierbarkeit. Also eine Technik anzuwenden, die immer wiederholbar, abrufbar ist. Ein positives Attribut sollte man meinen. Doch genau da sind wir wieder bei den Schaufensterfotos gelernter Fotografenmeister: Die Kinderfotos, die ich da sehe, sind so »reproduziert«, dass sie mich verdammt noch mal langweilen!

Da wird sich einfach an den Lieblingsspruch gehalten: *Never change a winning team*. Wenn ich weiß, dass Muschellicht für ein Porträt super funktioniert, warum sollte ich da noch tausend andere Möglichkeiten ausprobieren? Antwort: Weil man dann vielleicht einen eigenen Stil entwickelt, der unverwechselbar ist!

»Ist ›gute Fotografie‹ erlernbar?«

Die Kameras sind mittlerweile so verdammt gut, dass jeder, der den Finger bewegen kann, auch ein halbwegs gut belichtetes Foto zustande bringt. Muss man heutzutage wirklich wissen, wie sich Linsengruppen auf das Ergebnis auswirken? Die Überlegungen darüber, ob eine Ausbildung als Fotograf nun hilfreich ist oder nicht, sind mühselig und haben für mich bisher zu keinem Ergebnis geführt. Der »Handwerker-Fotograf« mag argumentieren, dass eine Fotografie auf pures Handwerk beschränkt sein könne – frei von »künstlerischen« Gesichtspunkten – und deswegen natürlich erlernbar sei. Bei meinem zwar »ungelernten«, aber »gefühlten« Verständnis von Fotografie stellen sich mir bei derartigen Aussagen die Nackenhaare hoch, obwohl ich weiß, dass sie inhaltlich natürlich richtig sind. Je länger ich darüber nachdenke, scheint mir der Fehler in der Fragestellung zu liegen. Vielleicht sollte man eher darüber nachdenken, ob »gute Fotografie« erlernbar sei.

Ich beende meine Reflexion fürs Erste mit der Behauptung, dass Fotografie erlernbar ist. Doch scheinen mir ein Studium oder eine Ausbildung nur ein Instrument und nicht die unbedingte Grundlage. Erfahrungen sind nach wie vor der beste Lehrmeister – ob mit oder ohne Schulbank.

NOTIZ AN MICH

Fotografie hat einen technischen und einen psychologischen Aspekt:

- Der technische Aspekt ist erlernbar.
- Der psychologische Aspekt ist erfahrbar.

Liebe Fotografie,

ich bekomme gerne Besuch. Am liebsten von Leuten, mit denen ich über dich quatschen kann. Warum, weiß ich auch nicht. Vielleicht, weil meine Frau so gar keine Lust hat, sich mein Geschwafel anzuhören und alles irgendwann raus muss ...

Gestern bekam ich Besuch von Christian. Ich hatte ihn vor einer ganzen Weile bei einer Vernissage kennengelernt. Die Chemie stimmte, und nach losem Social-Media-Kontakt verabredeten wir uns gestern zu einem kleinen gemütlichen Spaziergang durch die Heide. Mit einer Polaroid bewaffnet, stand er dann strahlend vor meiner Tür, und wir machten uns auf den Weg.

Zwei Leute, die nichts anderes wollen als laufen, quatschen und fotografieren. Das Leben kann manchmal so einfach sein! Es war faszinierend, zu sehen, welche Bedeutung das Festhalten eines Moments auf einem Foto für jeden von uns hat. Ausgleich, Meditation, Broterwerb, Hobby ... unsere Gedanken kreisen permanent um dich. Und dabei bist du – bei allem Respekt – total belanglos. Im Grunde würde die Menschheit wahrscheinlich auch ohne dich klarkommen.

Und in den folgenden zwei Stunden Fußmarsch durch Eiseskälte haben wir kein einziges Foto von Belang gemacht – trotzdem hatten wir das Gefühl fotografiert zu haben. Verrückt, oder?!

Dein Stilpirat

Über fotografische Tugenden und hässliche Schwestern

Ein weitverbreiteter Irrglaube vieler Fotografen ist es, davon auszugehen, dass mit dem Studium oder der Ausbildung der Grundstein gelegt ist, die Kunst des Fotografierens gewinnbringend einzusetzen. Mitnichten hat je ein Kunde nach meinem Meisterbrief verlangt oder sich nach eventuellen Studienergebnissen erkundigt. Nein, ich gehe sogar so weit zu sagen, dass die Fotos am Ende nur die halbe Miete sind. Sicher, mit schlechten Fotos wird es schwer, sich zu behaupten, doch wenn wir ehrlich sind, haben die meisten »Brot und Butter«-Kunden keine Ahnung, ob es sich bei der wunderschönen Schwarzweißfotografie der Hochzeitsgesellschaft um eine fotografische Meisterleistung handelt. »Hauptsache, Oma Hedwig ist drauf – der ging es in letzter Zeit doch immer so schlecht.«

**»Um sein Gegenüber emotional zu öffnen,
muss man sich selbst öffnen können.«**

Den netten Fotografen von der Hochzeit merken sie sich, und beim nächsten Fest ist er wieder dabei. Ja, so einfach ist das! Die Damen des Hauses haben lieber einen adretten, mit der Kunst des kurzen Plausches vertrauten Fotografen in der Runde als einen mürrischen Miesepeter mit schlechter Garderobe und ohne Manieren. Ein Kompliment funktioniert in der rechten Situation meist besser als ein gutes Foto. Probier es aus! Dabei ist die Reaktion des Protagonisten auf das Kompliment bereits der Moment, den man festhalten sollte. Es ist wichtig, dass sich das Motiv dem Fotografen gegenüber emotional öffnet. Das ist deine Chance, ein Foto zu machen, auf dem sich die porträtierte Person auch wiederfindet. In einer Reportagesituation ist das natürlich schwieriger als bei einem Porträtshooting mit langem Vorgespräch. Das Geheimnis, wie man sein Gegenüber emotional öffnet, liegt in der Kunst, sich selbst öffnen zu können. Die aufrichtige und ehrliche Freude über den eigenen Job wird in jedem Fall von der porträtierten Person bemerkt und überträgt sich im Idealfall. Außerdem fügt sich diese positive Ausstrahlung ein in das Gesamtbild, das man von sich selbst gibt.



Die Chance, ein Foto zu machen, auf der sich die Person wiederfindet, hat auch viel damit zu tun, ob man willens und fähig ist, sich selbst emotional zu öffnen.

Ja, ein gewinnendes Auftreten in der Gesellschaft ist von Nutzen, doch merkte ich schnell, dass sich das Einkommen beinahe proportional mit weiteren Tugenden entwickelt. Ist dir nämlich zusätzlich zum überzeugenden Bildergebnis eine Mischung aus Leidenschaft, Hingabe und Disziplin zu eigen, müsste es mit dem Teufel zugehen, wenn das Auftragsbuch leer bliebe. Disziplin ist dabei der Kitt, der alles zusammenhält, während sich Leidenschaft und Hingabe als dynamisches Duo der Multiplikation herausstellten. An der Disziplin scheitern leider bereits die meisten. Disziplin meint nicht Selbstkasteiung, sondern Dinge wie Pünktlichkeit bei Aufnahme und Abgabe oder das überlegte Erarbeiten eines Motivs. Disziplin meint stringentes Arbeiten, auch wenn es nicht notwendig erscheint. Nimm nur den Job an, bei dem du wenigstens 100 % geben kannst! Ich selbst genieße das große Glück, mich um derlei Tugenden nicht bemühen zu müssen, sie sind mir von Geburt gegeben. Ich sehe jedoch mitunter Kollegen, denen die Kfz-Zulassungsstelle eine passendere berufliche Heimat böte. Sowohl im Auftreten als auch im Anspruch macht sich manch einer das Leben selbst

schwer und wundert sich, warum es nicht wirklich läuft. Deine eigenen Ansprüche über dein eigenes Können zu stellen ist mit Sicherheit bereits ein guter Anfang, auch wenn es einfacher scheint, sich mit dem Durchschnitt zufriedenzugeben. Dabei findet die Dynamisierung des Durchschnitts ihren Ursprung darin, dass es für uns Menschen anstrengender ist, über etwas nachzudenken und es ändern zu wollen, als sich einfach mit jedem Mist zufriedenzugeben. Doch genau das trennt den Erfolgreichen vom Rest.

»Hochmut ist die hässliche Schwester des Erfolgs«

Hätten wir damit also die Zutaten für den großen Erfolg zusammen? Schauen wir uns erfolgreiche Fotografen an, dann finden wir eine weitere Gemeinsamkeit: Sie haben den Mut, alte Trampelpfade zu verlassen und neue Wege zu gehen. Ich kann sehr gut damit leben, wenn sich nicht jeder daran beteiligen will, das Rad neu zu erfinden, doch hab ich auch Fotografen getroffen, denen Erfolg als alleinige Zielsetzung genügte. Pah! Erfolg als Folge allein dieser Zielsetzung ist wie eine Muschel im Treibsand. Erfolg stellt sich ein, wenn du ein Ziel verfolgst und dabei deine eigenen Maßstäbe über die der anderen stellst, und nicht, weil du unbedingt erfolgreich sein wolltest. Nur sehr selten kommen Zeitgenossen ohne »Blut, Schweiß und Tränen« zum Ziel. Gut so! Erfolg, nur um seiner selbst willen, wird von kurzer Dauer sein und Kollateralschäden nach sich ziehen. Sollte irgendwann deine fotografische Entwicklung mit Erfolg belohnt werden, solltest du dich mit größter Anstrengung vor Hochmut schützen. Auch wenn es schwerfällt, zu glauben: Eine erfolgreiche Karriere ist im Grunde nur die stetige Erarbeitung einer wachsenden Fallhöhe. Sollten dich das Glück und die Energie verlassen, fällst du mit Sicherheit wieder an denen vorbei, die dich irgendwann einmal begleitet haben. Hochmut ist die hässliche Schwester des Erfolgs, und Beliebigkeit schmerzt. Meine Meinung!

NOTIZ AN MICH

- › Ein Kompliment zur rechten Zeit hilft manchmal mehr als ein gutes Foto.
- › Tugendhaftigkeit vermag das Auftragsbuch zu füllen.

Das Licht macht das Bild ...





Auf der Suche nach dem Licht

Ich hatte neulich den Traum von einer »Kamera-Arche«: einem Schiff, auf dem alle wichtigen Kamera- und Objektivtypen dieser Welt aufbewahrt und vor der Sintflut gerettet werden sollten. Ich sah mich vor riesigen Regalen im Bauch der Arche stehen, der gefüllt war mit den größten Schätzen fototechnischer Ingenieurskunst. Und *ich* durfte mir eine Kamera aussuchen, mit der ich in der Lage sein würde, ein besonderes Foto zu schießen. Eins, das von uns Menschen und unserer Erde erzählt. Eins, das auf den Punkt bringt, wer wir sind. Was für ein Scheißtraum!

**»Du kannst mit jeder Knipse ein tolles Bild machen,
wenn das Licht stimmt!«**

Ich lief grübelnd durch die Regalreihen, und je länger ich über dieses Szenario nachdachte, desto alberner kam mir die ganze Aktion vor. Ist doch egal, welche Kamera zum Einsatz kommt – du kannst mit jeder Pupsknipse ein tolles Bild machen, wenn das Licht stimmt! In diesem Satz steckt eine Erkenntnis, die ich mir in der Realität schwer erarbeiten musste und die mich viel Geld gekostet hat. Was so einfach, plausibel und unkonventionell klingt, ist in Wirklichkeit das Ende eines langen Weges des »Sich-selbst-etwas-Vormachens«. Ich sehe mich noch vor einigen Jahren stolz wie Bolle mit dem Auto nach Hause fahren. Im Kofferraum lag meine erste Blitzanlage, und ich war davon überzeugt, damit den ersten Schritt zu noch besseren Fotos gemacht zu haben. Ich hatte weder Ahnung, wie ich die vier Blitzköpfe richtig einsetzen sollte, noch hatte ich eine praktische Verwendung dafür. In meinem Kopf spielte die Herangehensweise des »Reinfummeln« eine große Rolle. Aus heutiger Sicht lächerlich, denn ich zäumte damit das Pferd von hinten auf. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich weder gelernt, »Licht zu sehen«, geschweige denn gewusst, dass es so was überhaupt gibt. Aber ich hatte mich monatelang durch Foren gewühlt, Testergebnisse verglichen, Werte geprüft und die für mich passende Blitzanlage gefunden.

Jeder halbwegs ernst zu nehmende Fotograf hat eine Blitzanlage, also muss sie für irgendwas gut sein. Ich packte ein paar schwer ersparte Scheine auf den Tisch, erwarb eine Flutlichtanlage für zu Hause und blitzte wild drauflos. Ich



Die Suche nach dem rechten Licht
ist eine immerwährende.

probierte die Standardlicht-Setups aus einschlägigen Web-Quellen und fand die Ergebnisse ganz toll. Sie sahen fast genauso aus wie auf den Beispielbildern, mit denen jedes Blitz-Setup bebildert war. Yeah! Ich lernte die »Zange«, die »Muschel« und das »One-Light-Setup« und schloss die Blende bis zum Anschlag, um diese Lichtwerfer in meinem bescheidenen Wohnzimmer zu bändigen. Ich stellte jeden, der es nicht wollte, zwischen meine mannshohen Softboxen und grinste vielwissend. Doch bald schon gesellte sich ein Zweifel in den Siegestaumel. Und der Zweifel wurde immer lauter: »Wozu mache ich das Ganze eigentlich?« Ich konnte jetzt zwar tolle Lehrbuchlicht-Setups zusammenbauen, doch entstanden damit die gleichen seelenlosen Aufnahmen von hilflos hindrapierten Modelkartei-Models, die die Foren und Communitys sowieso schon seit Jahren fluten. Was hatte ich damit gewonnen? Der ganze Aufriss dafür, dass meine Bilder so aussehen wie alle anderen? Austauschbares Bildmaterial vor weißem Karton, frei von jedem inhaltlichen Wert. Ich hätte mir mal eher überlegen sollen, was ich eigentlich will ...

»Warum will sich kein Zauber einstellen?«

Ich schmiss den Kram in die Ecke und verzichtete schon aus Überzeugung auf das ganze Blitzgedöns. Mein Weg sollte ein anderer sein! Ich tastete mich weiter inhaltlich vor, doch blieben meine Ergebnisse lichtseitig flau. Also doch wieder blitzen? Vielleicht bin ich nur falsch an die Sache herangegangen?! Ich investierte in Kompaktblitze für unterwegs. Leistungsstarke Dinger, mit denen ich an keine Steckdose gebunden war. Ich blitzte Blümchen am Wegesrand an, zimmerete eine Salve Licht ins Dunkel des Kiefernwaldes und schenkte den dunkelsten Tunneln der Stadt weiches und hartes Licht – abwechselnd. Sinnlos! Ich fluchte und haderte, legte weg, holte heraus, kaufte Softboxen und Beauty-Dishs für unterwegs. Doch am Ende blieb die Frage: Was mach ich falsch? Warum will sich kein Zauber einstellen? »Mein Gott«, fluchte ich, »der hat doch auch einfach nur die Kamera an exakt diese Position gestellt! Und trotzdem sieht sein Bild tausendmal besser aus als meins!« Ich experimentierte mit Filtern, Brennweiten und Belichtungszeiten, holte mir einen Sonnenbrand in der Mittagshitze und fischte abends die Zecken aus dem Schritt. Ich versuchte mein Glück in der analogen Fotografie und lag mit dem Bauch im nassen Gras, um Perspektiven auszuprobieren. Es gelang mir zwar Schritt für Schritt, meinem Ziel näherzukom-

men. Doch das letzte Quäntchen »Zauberstaub« fehlte. Dieses gewisse Etwas, das aus meinem Foto ein »Wow-Foto« gemacht hätte. Mir ging es ja gar nicht um den fotografischen Olymp, sondern rein um die Erkenntnis, was zum Geier die guten Fotografen von mir trennt. Heute weiß ich es: das falsche und völlig unterschätzte Verständnis von Licht und seiner Wirkung. Und es hatte damit zu tun, dass ich mich mehr um die Kamertechnik bemühte als darum, das Licht zu beobachten und für mich zu nutzen.

**»Ein Landschaftsfotograf kneift die Augen zusammen,
beobachtet, wartet und pfeift ein Lied.«**

Verglich ich meine flauen Landschaftsaufnahmen mit den grandiosen Aufnahmen von tollen Landschaftsfotografen im »Entdecken«-Teil von Flickr, dann fiel mir auf, dass diese Fotos durch und durch, von und mit Licht gezeichnet waren. Diese Kontraste, diese Tiefe, dieses Lichtspiel – wie bekommen die das nur hin? Ganz einfach: Die Burschen warten einfach so lange, bis das Licht und der Himmel besonders aussehen. Oder gehen erst dann raus, wenn das Licht stimmt. Und wenn es nicht stimmt, dann fotografieren sie nicht. Und kommen später wieder ... und warten. Ganz kleine Regel, große (Milchmädchen-)Erkenntnis! Ein guter Landschaftsfotograf hat gelernt, »das Licht zu sehen«. Und diese Fähigkeit



Für ein gutes Foto ist oft die Tageszeit entscheidend.



*Es scheint, als spiele die Sonne
„Ich sehe was, was du nicht siehst“.*

hat er vor allem dadurch erlangt, dass er sich Zeit nimmt und nicht ungeduldig wie Rumpelstilzchen durch die Gegend hüpfte und Pixel zählte. Er hastet nicht von Location zu Location und feuert seine Auslösungen in die unberührte Natur. Er kneift die Augen zusammen, beobachtet, wartet und pfeift ein Lied. Er weiß genau einzuschätzen, ob die Sonne gerade einfach nur alles mit Licht zudonnert oder mit der Landschaft »spielt«.

Ein Landschaftsfotograf beobachtet den Himmel und seine Wechselwirkung mit der Natur. Er weiß, dass Wolken die Landschaft am Nasenring spazieren führen und dass das Motiv je nach Wetterlage romantisch, dramatisch oder einfach nur flau ist und dass sich das innerhalb von Sekunden ändern kann. Er liebt die punktuellen Abschattungen und Lichtspots, die durch die Wolken entstehen können, und weiß, dass diese einer Landschaft Plastizität verleihen. Und er nimmt sich die Zeit, darauf zu warten. Er weiß, dass der Frühling oder Herbst mit seinen tieferen Sonnenständen und frischeren Farben für Landschaftsaufnahmen geeigneter ist als die Sommermonate. Er mag es, wenn das tief stehende Gegenlicht die Bäume als Umrisse zeichnet. Er ist zu Uhrzeiten unterwegs, in denen die Sonne in dramatischen Winkeln zur Erde steht oder der Raureif

und Bodennebel die Wiesen durchzieht. Vor allem weiß er, dass Landschaftsaufnahmen ohne schönes Licht nichts taugen, und deshalb macht er sie in einem solchen Falle erst gar nicht.

Ja, ein guter Landschaftsfotograf sieht zuerst das Licht und dann die Landschaft. Und hat er diesen magischen Lichtmoment entdeckt, sucht er nach einem Motiv. Dann weiß er auch seine kleinen Helferlein geschickt einzusetzen. Sein Grauverlaufsfilter wird das Licht im Himmel bändigen und der Polfilter für etwas mehr Dramatik sorgen. Nein, atemberaubende Landschaftsaufnahmen entstehen nicht, weil jemand kopflos sein Stativ in die Erde rammt oder ein Objektiv nach dem anderen kauft. Der Besitz eines teuren Technikarsenals hat noch nie ausgereicht, um ein gutes Foto zu machen. Licht schon!

NOTIZ AN MICH

- › Licht kann zaubern.
- › Such das Licht, dann findet sich auch ein Motiv.
- › Man kann mit jeder Pupsknipse tolle Fotos machen, wenn das Licht stimmt!
- › Ich muss meine Blitzanlage mal wieder entstauben...

Endlos und umsonst: natürliches Licht

Ja, ich kann mir denken, was du nun sagen willst: Der pfeifende, fröhliche Landschaftsfotograf hat auch nur so lange gute Laune, wie das Wetter mitspielt. Der arme Tropf ist vom Licht abhängig. Er muss sich zwar nicht mit zickigen Models rumärgern, dafür bei Aufträgen immer »Schlechtwettertage« mit einkalkulieren. Da hast du es in der Porträtfotografie natürlich einfacher. Du nimmst die Sache mit dem Licht selbst in die Hand und kannst nachhelfen. Ja, du hast dein Blitzbesteck voll unter Kontrolle. Du bist in der Lage, das Licht mit abgefahrenen Setups zu knechten, und schleuderst die wahnwitzigsten Lichtsalven wie ein Kanonier gen Motiv: »Hey, schau mal hier rüber und vergiss nicht zu lächeln.« Peng! »1.500 Watt – haha! Sieht super aus! Hier noch mal.« Peng! »Linke Softbox steiler, Energie aufs Kinn!« Peng! »Yeehaaaw!«

»Hach, was hab ich geträumt, vom riesigen Lichtschirm mit über 2 m Durchmesser...«

Am Ende postest du deine hammerharten Ergebnisse bei Facebook und taggst das Bild mit »Blitzanlage: große Profoto«. Du erklärst der staunenden Menge das Licht-Setup und bist davon überzeugt, fotografiert zu haben. Die staunende Menge wird von der Profoto träumen und glauben, dass dort der Schlüssel der Weisheit liegt. Doch versetze ich mich kurz in das Motiv, dann sehe ich mich, sitzend vor einem Fotokarton, einer Armee aus Licht gegenüber, unter der Führung eines technikverliebten Fotografen, dessen Gesicht sich hinter einer Kamera befindet, ihm hilflos ausgeliefert ... Und spätestens nach der 20. Salve Licht hab ich Kopfschmerzen. Ich bin eingeschüchtert. Der Typ hinter der Kamera ist allerdings glücklich. Ich nicht. Dabei wollte ich nur ein paar schöne Fotos. Und jetzt das. Mist! Okay, die Situation ist natürlich ein wenig übertrieben, trotzdem kann ich in der jetzigen Phase meiner fotografischen Entwicklung wenig damit anfangen. Ich bin kein Fotograf, dem der Blitz als Motivation genügt. Ich will in die Seele einer Person blicken. Ich will sie öffnen. Sie soll sich mitteilen, ohne dabei ein Wort zu verlieren. Mir gelingt das momentan einfach am besten, wenn



sich die Person wohlfühlt. Und wo fühlt sie sich wohl? An einem Ort, der nicht von Technik dominiert ist und der nicht kalt und nüchtern erscheint.

Ich liebe natürliches Licht, und mir ist der Blick in die geöffnete Seele lieber als vierfaches Kantenlicht vor weißem Karton. Außerdem brauche ich keine Steckdose, bin ortsunabhängig und kann spontan sein. Sicher, die meisten Studiofotografen prusten jetzt vor Lachen. Mir egal! Jeder so, wie er mag ...

»Natürliches Licht muss ich nicht mit mir herumschleppen.«

Für mich sieht nichts überzeugender aus als natürliches Licht. Es ist endlos und umsonst vorhanden, und ich muss es nicht mit mir herumschleppen oder aufbauen. Es macht also durchaus Sinn, sich näher damit zu beschäftigen. Und wenn man erst mal gelernt hat, das natürliche Licht zu sehen, zu formen und zu nutzen, dann kann man die feinsten Licht-Setups kreieren, die nur für diesen einen Moment gemacht wurden und die nicht kopierbar sind. Die Beobachtung und Nutzung des natürlichen Lichts in der Porträtfotografie scheint zunächst einfacher als in der Landschaftsfotografie, da sich das Motiv auf einen kleinen, direkt sichtbaren und zu beeinflussenden Raum verteilt. Doch ist wiederum nichts sensibler, feinfühlicher und lichtanfälliger als das menschliche Gesicht. Andererseits lässt sich aber auch nichts so schön mit Licht in Szene setzen als das Gesicht eines Menschen.

Die Fülle an Licht-Setups und deren Kombinationen aus Licht, Sonne, Sonnenstand, Wolken und Location sind derart vielfältig, dass ich darüber ein weiteres Buch schreiben könnte. Es sind so unendlich viele, dass es keine Situation gibt, bei der ich aufgeschmissen wäre, nur weil ich keine vier Blitzköpfe mit mir herumschleppe. Ich muss nur ein wenig flexibel sein und mich von den starren Lehrbuchlicht-Setups lösen.

»Fertig ist das wunderschönste Licht-Setup der Welt!«

Du willst eine Gesichtshälfte abschatten? Prima! Such dir eine dunkle Wand. Denk daran, dass du nur die Reflexionen des Lichts fotografierst und selten das Licht selbst. Wenn du das Reflexionsverhalten von Gegenständen verinnerlichst, hast du schon eine große Palette an Werkzeugen an der Hand. Eine dunkle Wand oder der dunkle Stamm eines dicken Baumes absorbiert (schluckt) das



Das Foto entstand, weil ich stark unterbelichtete, um zu sehen, wie das Licht fiel.

Licht, ein helle Wand oder eine Birke wiederum reflektiert das Licht. Du kannst damit allein durch die Auswahl der Reflexionsflächen entscheiden, ob du ein ausgewogenes Licht haben oder mehr Spannung erzeugen willst. Ah, die harten Schatten der Mittagssonne nerven? Dann geh in den Schatten und reflektiere die Sonne nur in dem Maße, wie du sie brauchst. Oder nimm die auftretenden harten Schatten und Kontraste, arbeite mit ihnen: Bäume, Tunnel und Vordächer haben den großen Vorteil, dass sie steil fallendes Licht stören und somit das Licht in eine Richtung zwingen, nämlich in die Frontale. Falten, Augenränder und Nasenschatten wären damit beispielsweise schon bereits zum Großteil eliminiert. Auch von der Sonne angestrahlter heller Boden kann von unten aufhellen. Doch aufgepasst: Lass nicht zu viel Licht von unten zu, sonst fotografierst du ein Halloween-Gesicht. Gegenlicht ist ein ganz wunderbares Instrument, um

das Motiv vom Rest des Bildes optisch zu trennen und dabei ein schönes Kanten- oder Kopflicht zu erzeugen. Du brauchst nur noch einen Reflektor, um das Gesicht aufzuhellen, und kannst im selben Handstreich diese kleinen, freundlichen Lichtpunkte in den Pupillen deines Protagonisten erzeugen. Fertig ist das natürlichste und wunderschönste Licht-Setup der Welt!

Und bei schlechtem Wetter? Hm, schon mal darüber nachgedacht, welche Funktion ein Blitzlicht mit Softbox überhaupt hat? Ganz einfach: die Simulation eines Fensters bei weichem Lichteinfall (zum Beispiel bei indirektem Sonnenlicht). Nicht mehr und nicht weniger. Warum also nicht einfach gleich ein Fenster nutzen? Man schafft damit mehr Raum und gleichzeitig Nähe in einem Foto als mit einer riesigen Softbox. Denn eine Softbox und weißer Hintergrundkarton bilden keinen natürlichen Raum – ein Fenster mit Fensterkreuz, Gardine und Blumen schon. Er erzählt eine Geschichte. Ein Raum mit zwei parallel zueinander stehenden Fenstern kann ein perfektes Kantenlicht erzeugen oder ein einfaches »Mit dem Licht«-/»Gegen das Licht«-Setup bereitstellen. Licht-Setups aus natürlichem Licht gibt es an jeder Ecke. Man muss sie nur sehen und nutzen.

»Bei zusätzlichem Einsatz von Licht ist eine Untersuchung des Patienten zwingend erforderlich.«

Ich hab mir mittlerweile ein ganzes Portfolio an natürlichen Licht-Setups zusammengestellt: »das Fenster von links«, »der Tunnel von vorn«, »eine Eiche von oben«, »eine offene Tür«, »ein Spiegel« ... Klar, ein paar Hilfsmittel nutze ich trotzdem. Ein Reflektor kann durch das Führungslicht auftretende Schatten aufhellen, und ein kleiner Taschenblitz kann das Tageslicht zusätzlich zu ein wenig mehr Spannung verhelfen. Mit der Belichtungszeit meiner Kamera kann ich der Lichtmenge Einhalt gebieten oder ihr Platz schaffen. Die martialische ISO-Power meiner Kamera sorgt zudem dafür, dass ich genug Reserven habe. Der Einsatz von Licht ist wie eine Medikation, bei der eine vorherige Untersuchung des Patienten und ein Befund zwingend erforderlich sind. Erst wenn du weißt, was dem Patienten (Motiv) fehlt, kannst du eine Überlegung anstellen, wie du ihm helfen kannst. Um die Lichtwirkung eines natürlichen Licht-Setups besser beurteilen zu können, mache ich manchmal eine Kontrollaufnahme im Low-Key-Bereich. Ich unterbelichte also einfach mal eine Aufnahme stark. So kann ich auf dem

kleinen Display besser abschätzen, wie das Licht fällt und wie der Sensor darauf reagiert.

Ich habe irgendwann begriffen, dass das richtige Licht aus jeder Pupsknipse eine Kamera und aus jedem Pupsbild eine Fotografie macht. Licht entscheidet in der Fotografie über Sieg und Niederlage, es »zeichnet« Oberflächen, reflektiert, schafft Raum, emotionalisiert, reißt an, bildet ab. Erst als ich das Licht zu sehen gelernt hatte, es gezielt einsetzte, es formte und ihm Sinn gab, hatte ich den Schlüsselparameter für ein gutes Foto in der Hand. Ich merkte, dass es fast egal war, mit welcher Blende und ob ich auf Film oder Chip fotografierte, welches Format ich wählte oder wie billig die eingesetzte Kamera war – solange das Licht stimmte. Die Fotografie verzeiht dir eine Menge, wenn du beim Licht alles richtig machst. Licht ist das Werkzeug Nr. 1 des Fotografen – nicht die Kamera!

NOTIZ AN MICH

- › Zusätzliches Licht ist höchstens die Medikation eines Befunds.
- › Licht ist das wichtigste Werkzeug des Fotografen.
- › Natürliches Licht wiegt nichts und ist tagsüber sehr reichhaltig vorhanden.
- › Bei der Kontrolle der Lichtwirkung ist es sehr hilfreich, den Schwarzweißmodus der Kamera zu aktivieren und das Motiv etwas unterzubelichten.

High und Low Key – dein Freund und Helfer

Samstagmorgen, irgendwann gegen 9 Uhr. Ich bin für eine Hochzeitsreportage gebucht. Vom Schminken der Braut bis zum Anschneiden der Torte werde ich im Windschatten des Brautpaares Momente sammeln und den »Tag der Tage« festhalten. Ich freue mich immer über derlei Jobs – genau mein Fahrwasser ... Die Braut Sabine (Anwältin, Mitte 40) hat nach langer Suche den Mann fürs Leben gefunden. Ich kenne meine Brautpaare immer sehr gut, denn ich führe lange Vorgespräche mit ihnen. So entwickle ich im Vorhinein bereits ein sehr freundschaftliches Verhältnis – der Garant für natürliche Fotos.

»Wir kriegen die Fahalten nihicht weheeeeg ...«

Ich klopfe an die Hotelzimmertür der Braut und eine – dem Gürtel voller Utensilien nach zu urteilen – leicht untersetzte Visagistin öffnet mir die Tür. Sie gibt mir sofort zu erkennen, dass irgendwas nicht stimmt und ruft in leicht übertriebener Lautstärke: »Aaaaaah, der Fotograf!« Dabei blinzelt sie mit den Augen und wackelt mit dem Kopf, als würde irgendein übler Kerl mit einer Flinte hinter der noch halb offenen Tür stehen. Ich schaue sie fragend an, doch sie gibt mir zu verstehen, dass ich ohne weitere Erklärungen eintreten solle. Dabei macht sie ein Gesicht wie eine Fleischfachverkäuferin, bei der man kurz vor Ladenschluss 2 kg geschnittene Wurst verlangt. »Steeeeeefen!«, höre ich bereits die Braut aus dem Zimmer rufen, und ihre Stimme klingt, als wäre ich die Rettung für irgendwas. Sie steht vor dem großen Schminkspiegel und ist offenbar nicht so glücklich, wie es sich für eine Braut in ihrem Alter gehört. »Heyyyyy, Sabine!«, höre ich mich rufen und tue so, als hätte ich die offensichtlichen Zaunpfähle der Visagistin nicht bemerkt. »Alles gut?«, frage ich und sehe am traurigen Gesicht der Braut, dass hier einiges im Argen liegt. »Wir kriegen die Fahalten nihicht weheeeeg ...«, schießt es mit verzweifelt-weinerlicher Stimme aus ihr raus, und die Visagistin versucht ihr jämmerliches Werk mit einem »Nicht weinen, nicht weinen, biiiitte!« zu retten. Zu spät! Schon liegt Sabines Gesicht auf meinem fri-

schen weißen Hemd und hinterlässt eine Spur aus Tränen, Lippenstift, Puder und Abdeckpaste. So, nun könnte ich heulen! Mist!

»Oooch Gottchen, was ist denn passiert?«, frage ich, doch ein Rundumblick durchs Hotelzimmer liefert bereits die Antwort. Die deprimierenden Pressspanmöbel der Kategorie »Restpostenmarkt« und das zugegebenermaßen beschissene Wetter reduzierten offenbar die Wahrnehmung der Braut auf das, was ihr in diesem Moment blieb: ihr Aussehen. Gut, wie Mitte 40 sieht sie nicht mehr aus, dafür hatte sie offenbar zu oft vor Gericht gestritten ... Doch zum Heulen war das nun auch wieder nicht. Die Visagistin hatte alles in ihrer Macht Stehende getan, um aus Sabine ein paar Jährchen herauszuholen. Offenbar nicht genug. Ich schaue mich suchend um nach etwas, was mich aus dieser Situation retten könnte – doch ich finde nichts. Wer zum Henker hat sich bitte dieses würdelose Zimmer für die Brautvorbereitungen ausgesucht?! Ich fülle die Stille mit einem »Hey, keine Sorge, alles wird gut!« und weiß, dass der Rest an mir hängen bleiben wird. Denn Madame Visagistin wird sich in einer Stunde schön verpieseln und mich mit diesem Dilemma alleinlassen. Diese wiederum klärt die Situation:



*Zu viel Licht auf den Sensor zu lassen
kann durchaus hilfreich sein.*



»So, und nun beruhigen wir uns alle wieder und schauen mal, was wir machen können ...« Ich fasse im Kopf kurz zusammen, was wir haben: ein hässliches Hotelzimmer, eine weinende Braut und beschissenes Wetter. Warum ich? Darf ich wieder gehen? Okay ... Für eine Lösung bedarf es nur zweier Worte, und ich sage mit zusammengekniffenen Augen: »High Key«. Ich schwöre, Bruce Willis hätte die beiden Worte nicht besser setzen können, und ich schaue in fragende Gesichter. »Ach, nichts Schlimmes ... Jetzt macht ihr euch erst mal wieder hübsch, und dann mach ich ein paar ganz tolle Aufnahmen.« Ich hole meine Kamera aus der Tasche, schraub ein 50 mm/1,4 aufs Bajonett und drehe die Blende auf. Die Lichtmessung auf Spot, messe ich meine Kamera auf den dunkelsten Punkt im Zimmer ein. Ich fotografiere nun mit stark dosierter Überbelichtung. Mein erstes Motiv wird die Braut, wie sie gerade von den Tränen ihres kleinen Ausbruchs befreit wird. Klack! Ein Kontrollblick aufs Display: Yeah, Punktlandung! Gleißendes Licht umhüllt die Szenerie auf meinem Display: eine wunderschöne, faltenfreie Braut in einem nicht mehr erkennbaren Umfeld. Es sieht aus, als würden dicke Sonnenstrahlen durchs Zimmer ballern, und – Yippieh! – es könnte überall sein! Nur nicht hier ... So, du Scheißzimmer, meine Antwort! Ich richte das Kameradisplay Richtung Braut und zeige ihr das Foto. Ein »Oooooooooooooch, schöööööön!« stürmt über die Lippen der beiden Frauen, und ich werde zum Reiter auf einem weißen Ross am Horizont, der in den Sonnenuntergang reitet. Na ja, fast ... Ich spreche ein Fotografenstoßgebet: »High Key, lass dich in den Arm nehmen! Wir zwei werden die Welt retten!«

»Ich reite gerade noch auf dem weißen Ross Richtung Sonnenuntergang.«

Fast wäre der Tag gerettet gewesen, wenn nicht plötzlich die Schwester der Braut das Zimmer betreten hätte. Ich nehme an, dass es die Schwester ist, denn sie sieht der Braut recht ähnlich – nur eben zehn Jahre jünger. Sie trägt ein schulterfreies dünnes Samtgewändchen, durch das sich ihre Nippel abzeichnen. »Kann ich das so tragen?«, fragt sie, und ich – der gerade noch auf dem weißen Ross Richtung Sonnenuntergang reitet – entgegne: »Also, wenn ich ein Bauarbeiter wäre, wür-

*Nein, das ist nicht der Bräutigam.
Aber dafür eins meiner liebsten
Low-Key-Fotos.*

de ich pfeifen!« Die Schwester kichert »Okay, also nicht ...« und verschwindet wieder. Sabine schaut kurz hoch: »Das war meine Schwester, und wenn die mir heute wieder die Show stiehlt, raste ich aus! Alle Typen drehen sich immer nur nach ihr um und nie nach mir, das war schon immer so!« Ein Paradebeispiel von zu viel Übermut überwindet in diesem Moment meine Aussprechsperre, und ich formuliere mit gewinnender Stimme: »Heeeeeey, erstens heiratest du heute und nicht sie. Und zweitens ist sie zehn Jahre jünger, also mach dir nichts draus!« Einen Sekundenbruchteil später merke ich, dass ich die Braut genauso gut mit der flachen Hand mehrfach hätte ohrfeigen können, denn nun bricht die Ärmste mit einem »Meine Schwehester ist äääälter als iiiiiich?!« zusammen ... Ich ziehe mein Gesicht in Falten und weiß nicht, ob ich lachen oder mitweinen soll ... Ein »Ups, das tut mir leid« reicht nicht im Ansatz zur Wiedergutmachung aus, und so schlägt die untersetzte Visagistin vor, ich solle mich doch lieber dem Bräutigam widmen. Okay, schnell raus hier!

»Beim Bräutigam entscheide ich mich für den männlichen Weg: Low Key!«

Den Zugang zur Braut hab ich also im Übermut verloren. Ich lasse sie allein mit ihrem Schicksal und kümmerge mich um ihren Mann. Vielleicht beruhigt sie sich ja wieder. Thomas macht genau das Richtige. Er sitzt ein paar Zimmer weiter mit seinem ältesten Schulfreund bei lauter Musik und trinkt Champus. Sie haben Spaß. Die Frage nach dem Wohlbefinden seiner Zukünftigen beantworte ich mit einem dahingenuschelten »Na ja, angespannt halt ...« Er wirft sich mit seinem Kumpel sogleich in Prost-Pose und verlangt das Unausweichliche: ein Foto, auf dem sich die beiden vor einer hässlichen Wand zuprosten. Ich mach gute Miene zum bösen Spiel und ärgere mich insgeheim. Fotos dieser Art ziehen das Niveau meiner Online-Hochzeitsgalerie in den Keller, deshalb vermeide ich sie lieber. Ich werde dieses Bild aber am Ende nicht einfach auslassen können. An so was erinnern sich die Leute immer und laden besonders solche Doofmannsbilder auf Facebook hoch – und ich werde zu allem Übel als Fotograf getaggt. Nicht gerade das, was ich will ...

Natürlich hat Thomas ein ähnlich würdeloses Zimmer wie seine Braut abbekommen. Hier muss ich also auch tricksen, wenn ich das Umfeld ausblenden will. Da er noch unrasiert ist, entscheide ich mich allerdings für den männlichen

Weg: Low Key! Ich bitte ihn zum Fenster und ziehe das weiße »Ado-mit-der-Goldkante-Imitat« einer Gardine zu. Das Fenster wird nun zur gedimmten Softbox. Ich messe meine Kamera per Spotmessung auf die aprilfrische Gardine und bitte Thomas um einen melancholischen Blick aus dem Fenster. Ich fotografiere ihn seitlich im Profil. Die Belichtungseinstellung meiner Kamera lässt gerade noch die Lichtreflexion auf seinem Gesicht übrig. Der Rest verliert sich im Dunkel. Typen stehen auf solche Fotos – ich übrigens auch! Ich zeige ihm das Bild auf dem Kameradisplay, und sein Blick genießt die Entscheidung, den richtigen Fotografen gebucht zu haben. Okay, denke ich, jetzt nur noch schön die Fresse halten, und alles wird gut! Sein Kumpel verlangt natürlich sofort ein weiteres Saufbild – diesmal in Low Key ... Grrrr! Wie man's macht ...

NOTIZ AN MICH

- › High Key kann aus dem Fotografen den Reiter auf dem weißen Ross machen. Aber wenn man zu blöd ist, den Mund an der richtigen Stelle zu halten, hat man diesen Ruhm nicht verdient.
- › Wenn ich die Braut per High Key aus ihrem emotionalen Dilemma befreien kann, reiße ich den Bräutigam per Low Key aus der Sauflaune.
- › Prost-Fotos sehen auch in Low Key echt scheiße aus!
- › High und Low Key nur im Notfall anwenden, sonst droht das gleiche Schicksal wie beim Tilt-Shift-Effekt ...

Experimente – Jungbrunnen für die Kreativität!





Was nicht passt, wird passend gemacht!

Ich kann mich an eine Zeit erinnern, da wedelte der Fotograf in der Dunkelkammer wie ein betrunkenen Zauberer zwischen Vergrößerer und Auflage mit allerlei Hilfsmitteln hin und her. Da wurden mit einem Retuschestift rote Augen entfernt und mit unzähligen und geheimen Tricks die eigenen Bilder aufpoliert. Ja, liebe Leute: Die Nachbearbeitung von Fotomaterial wurde nicht erst mit dem Computer erfunden! Die alberne Behauptung, erst neuerdings sei alles manipuliert und geschönt, kann man mit derlei Wissen sofort vom Tisch fegen. Denn selbst Bildmanipulationen wie das Entfernen von Bildanteilen oder sogar Personen aus Fotografien waren dem geübten Retuscheur möglich. Mit feinen Pinseln machte er sich daran, die Wiese »aufzugrünen« oder dem Baum mehr Blattwerk zu schenken ...

**»Am Ende zählt, was hinten rauskommt.
Also, wo ist das Problem?«**

Heute ist die Nachbearbeitung des eigenen Bildmaterials mit etwas Übung und spezieller Software im Grunde ein Klacks und erfordert mitnichten ein mehrjähriges Studium. Das Problem dabei ist jedoch, dass man faul wird und dem richtigen Belichten oder der genauen Beobachtung des Motivs lange nicht mehr die Beachtung schenkt, die sie verdient hätten. Denn Aufwand und Dauer der Nachbearbeitung sind bei Weitem nicht mehr mit analogen Zeiten vergleichbar und mitunter nur zwei Mausklicks entfernt. »Ein, zwei Blenden drüber oder drunter ist ja fast egal ...« Die falsche Belichtung kann man später in der EBV (elektronische Bildverarbeitung) locker »retten«. Natürlich funktioniert das, doch so zu arbeiten und sich auf die EBV zu verlassen ist gefährlich. Da tadelt der Mentor den Gesellen zu Recht! Derlei Gebaren kostet Zeit und kann fürchterlich nach hinten losgehen. Ich für meinen Teil habe mich irgendwann dafür entschieden, bereits beim Fotografieren alles »richtig« zu machen, und bin froh über die so gewon-

Vanessa Ekpenyong – ein
spontaner Schnappschuss,
kurz vor einem Auftritt



nene Zeit. Aber im Grunde hab ich keine Bedenken, ein Foto erst am Rechner zu dem zu machen, was es am Ende sein wird. Mittlerweile weiß jeder Dumbatz, dass Bildbearbeitung möglich ist und eingesetzt wird. Und außerdem: Am Ende zählt, was hinten rauskommt. Also, wo ist das Problem?

Nun ja, ich unterscheide recht genau zwischen Bildbearbeitung und Bildmanipulation. Bei Bildmanipulationen bin ich mit meinen Aussagen vorsichtiger, denn vor allem die Boulevardpresse und die Modeindustrie reizen diese Möglichkeit bis zur äußersten Scham- und Schmerzgrenze aus. Bedenken habe ich vor allem, was die Verantwortung derjenigen angeht, die das Bild veröffentlichen. Vor allem die Medien (die staatlichen mal ausgenommen) sind mit äußerst fragwürdigen Manipulationen unterwegs, die nicht immer sofort erkennbar sind. Der eine oder andere könnte diese als Realität missverstehen. Wenn der Leserschaft oder dem Publikum eine nicht existierende Parallelwelt vorgegaukelt wird und falsche Informationen mit Fotos »untermauert« werden, wünsche ich mir einen Hebel, der so etwas vermeidet.

»Absurde Gesichtsretusche-Wünsche sind mir ein Graus!«

Ja, auch manch absurde Gesichtsretusche-Wünsche geltungssüchtiger Kunden sind mir ein Graus! Und ich frage mich, wozu sich manche Menschen überhaupt ablichten lassen, wenn sie sich hinterher via Software in jemand anderes verwandeln möchten. Das Verrückte dabei ist, dass alle einem Ideal hinterherlaufen, das von der fotografierenden Zunft definiert wurde und nicht von der Gesellschaft. Dadurch gibt es allerdings auch Hoffnung, dass das Ganze wieder in eine gesunde Richtung laufen könnte. Denn wenn man einige Zeit auf den Beautyretusche-Quatsch verzichtet, sollte das Ideal sich wieder der Realität anpassen – sollte man zumindest meinen. Ich halte die momentane Entwicklung jedenfalls für gefährlich. Wenn ich mir die operierten Zombies und fleischgewordenen Retuscheunfälle auf den roten Teppichen dieser Welt anschau, sollte man dringend über ein Förderprogramm für Psychiater nachdenken oder ein paar Schönheitschirurgen in die Umschulung schicken. Manche Gesichter sehen wirklich aus wie eine liegen gebliebene Baustelle! Da rächt sich die alte Bauarbeiterweisheit: »Was nicht passt, wird passend gemacht!« Das gilt auf dem Operationstisch genauso wie in Photoshop.

Ein wenig anders verhält es sich mit »normaler« Bildnachbearbeitung. Für mich persönlich ist die Nachbearbeitung meines Bildmaterials Teil meiner Kunst. Ich gebe dem Material in der Nachbearbeitung eine besondere Würze, und natürlich korrigiere ich Dinge nach, die mich stören. Jeder erfolgreiche Fotograf hat irgendwann mal an seinem ureigenen Look gearbeitet, und es ist kein Geheimnis, dass die Bildsprache vieler international gefragter Fotografen heutzutage sehr durch die sogenannte Postproduction geprägt ist. Das heißt aber nicht, dass eine gute Postproduction reichen würde – die inhaltlichen Aspekte einer Fotografie sind nach wie vor das Entscheidende in einem Foto. Doch willst du auf den Weg nach ganz oben, kommst du nicht drum herum, dich mit der Bildnachbearbeitung auseinanderzusetzen. Die Möglichkeiten des Eingriffs sind dabei schier unendlich. Hat ein Fotograf seinen ureigenen Look gefunden, tut er gut daran,



Eine inhaltlich nicht wirklich misslungene Aufnahme – doch warum ich hier seinerzeit den Crossfilter drübergelegt habe, will sich mir heute nicht mehr erschließen.

sein Rezept für sich zu behalten. Denn nichts wertet seine Arbeit mehr ab als belanglose Aufnahmen anderer Fotografen, die seinen Look einfach nur kopieren. Mit jeder neu entdeckten Möglichkeit wächst jedoch die Gefahr, inhaltlich komplett misslungenen Aufnahmen mittels Software doch noch irgendwie Bedeutung schenken zu wollen. Das Schlimme ist, dass man schnell vergisst, warum man die Aufnahme eigentlich gemacht hat und ob es überhaupt lohnt, ihr Beachtung zu schenken. Ich kann bei einigen meiner Aufnahmen genau sehen, wann ich wieder irgendeinen Filter gefunden und ausprobiert habe, den ich zu der Zeit besonders schick fand. Mitunter hab ich in der Nachbetrachtung den Eindruck, dass ich einige Fotos nur aufgehoben habe, weil mir die Nachbearbeitung besonders gut gelungen ist. Eine langweilige und belanglos fotografierte Brücke bleibt leider auch mit viel Vignette und gecrossten Farben belanglos. Am Anfang steht also immer noch die gute Idee. Und mit viel Glück und Erfahrung reift diese Idee in den Händen eines guten Fotografen – ob mit oder ohne Nachbearbeitung.

NOTIZ AN MICH

- › Wer sich auf die Nachbearbeitung eines Fotos verlässt, ist leichtfertig.
- › Sobald ich meinen ureigenen Look gefunden habe, halte ich die Klappe ...
- › Die Nachbearbeitung eines Fotos kann die Bildaussage verstärken, aber sie sollte sie nicht ersetzen.

Lieber rohes Fleisch grillen: die RAW-Entwicklung

Meine ersten digitalen Gehversuche in der Fotografie beschränkten sich auf Experimentiererei mit der Kamera. Erst viel später kam ich darauf, das fotografische Ergebnis im Rechner noch mal in die Hand zu nehmen und zu bearbeiten. So fotografierte ich lange Zeit ausschließlich im JPEG-Format, bis ich irgendwann mal den Vergleich zu RAW unternahm. Ab diesem Zeitpunkt musste man mich nicht weiter überzeugen.

»RAW kam, sah und siegte.«

Es wird oft und gern über die Vor- und Nachteile des RAW-Formats diskutiert. Viele Meinungen und Ratschläge kursieren in den einschlägigen Foren. Da ist von komplizierten Arbeitsabläufen, Datenwust und proprietären Datenformaten die Rede. Doch wie erklärt man einem Fotografieneuling das RAW-Format schnell und effektiv? Ich bemühe dafür einen Vergleich, mit dem die meisten von uns etwas anfangen können (Vegetarier ausgenommen): Würde irgendjemand auf die Idee kommen, bereits gegrilltes und gewürztes Grillgut im Supermarkt anzubieten oder gar zu kaufen? Natürlich nicht! Der eine mag es eben »durch«, der andere »englisch«, der nächste mit Senf und der Dritte drei Tage in Bier eingelegt. Und so decken wir uns eben lieber an der Fleischtheke mit rohem Grillgut ein, um es am Ende zu dem zu machen, was auf dem Teller landen soll. Merkwürdigerweise laufen jedoch eine Menge Fotografen in den Supermarkt und nehmen, »was gerade da ist«: das JPEG – fix und fertig gegrillt. Zu Hause mag der eine oder andere noch etwas nachwürzen, doch dem Ganzen sind natürliche Grenzen gesetzt – *durch* ist eben *durch* und *eingelegt* ist *eingelegt* ...

Dem digitalen Fotografieeinsteiger ist es anfangs lieber (so wie mir), die Fotos so aus seiner Kamera zu holen, »wie er sie gemacht hat«. Doch damit stehen wir an der Theke mit gegrilltem Fleisch und müssen mit dem ersten Irrglauben aufräumen. Viele Fotografen glauben, dass ihnen ihr Kameradisplay das fotografische Bildergebnis anzeigt. Doch das JPEG, das sie aus ihrer Kamera holen, ist nichts anderes als ein von der Kamera fertig entwickeltes RAW – also das vom



Das Original (oben)
und zwei Bearbei-
tungsschritte – ein
RAW kann man fix
und fertig im RAW-
Konverter bearbeiten.

Supermarkt gegrillte und gewürzte Fleisch. Die Kamera entscheidet über eine ganze Reihe von Entwicklungskriterien, die im Grunde dem Fotografen vorbehalten sein sollten. In der RAW-Datei speichert die Kamera die noch »rohen« Sensordaten der Kamera. Ähnlich wie ein Filmnegativ, greift ein RAW-Bild lediglich auf drei Größen zurück:

- › Blende
- › Belichtung
- › Lichtempfindlichkeit (ISO)

Alle weiteren Parameter wie Weißabgleich, Farbsättigung, Schärfe etc. werden erst in der RAW-Entwicklung definiert. Das Bild, das uns das Display der Kamera anzeigt, ist im Grunde also wirklich nur eine grobe Vorschau. Die Möglichkeiten der RAW-Entwicklung mittels ausgefeilter Software am Rechner liegen um ein Vielfaches höher, als es die kamerainterne »Entwicklung« vermag.

»Ein RAW kann ich locker um einige Blendenstufen korrigieren.«

Eine RAW-Datei bietet ein Höchstmaß an Flexibilität. Der Dynamikumfang einer RAW-Datei beispielsweise ist mit dem eines JPEGs nicht zu vergleichen. In RAW finden sich mehr Informationen in den Licht- und Schattenbereichen, als uns das Display unserer Kamera vorgaukeln will. So finden sich in einem vom Kameradisplay angezeigten, vermeintlich weißen Himmel oftmals genug Bildinformationen, um ihn so zu entwickeln, wie er »in Wirklichkeit« aussah – grau-blau und mit einer Wolkenstruktur. Ein Verlaufsfilter für die Belichtung an der richtigen Stelle – und schon ist das Gesamtergebnis ein ganzes Stück näher an einem geglückten Foto. Ein RAW kann ich also locker um einige Blendenstufen korrigieren. Bei einem JPEG wäre dies nur unter großem und schmerzlichem Verlust von Bildqualität (zum Beispiel Tonwertverlusten) möglich. Auch kann ich den Weißabgleich leichtfüßig und ohne Farbverschiebungen ins rechte Licht rücken und – bitte, bitte, bitte: Die Reduzierung des Bildrauschens ist mittels RAW-Konverter ein wahr gewordener Traum!

Es gibt einige fabelhafte RAW-Konverter, mit denen sich die RAW-Bilder einer Kamera ganz einfach entwickeln lassen. Einige unter ihnen (wie Adobe Lightroom oder Apple Aperture) beinhalten sogar eine ausgefeilte Bilddatenbank,



Dieses Foto wurde ursprünglich fehlbelichtet und mit billigem Glas geschossen. Als JPEG ein Fall für den Papierkorb – als RAW einen Rettungsversuch wert.



mit der man seine Aufnahmen über die Jahre ganz wunderbar verwalten kann. Ich persönlich habe mich für Lightroom entschieden, weil ich die Anbindung an Photoshop sehr nützlich finde. Nach jedem Shooting lade ich die kompletten Ergebnisse in die Bilddatenbank meines Rechners – bei mir also Lightroom. Bereits während des Imports werden meine Bilder verschlagwortet und automatisch hinsichtlich eventueller Belichtungsergebnisse korrigiert. Die spätere Auswahl, Bearbeitung und Endkontrolle findet dann ebenfalls komplett in Lightroom statt. Ein entscheidender Vorteil des RAW-Formats ist für mich, dass bei der Entwicklung (Bearbeitung) einer RAW-Datei das Originalbild immer unangetastet bleibt. So kann ich die Bearbeitung eines drei Jahre alten RAW-Bilds beliebig verändern, zurücksetzen oder für eine aktuelle Bearbeitung kopieren und nutzen. Das etwas höhere Datenaufkommen einer RAW-Datei gegenüber kleineren Formaten ist einzig eine Frage von Speicherkapazität. Und wenn wir mal nachschauen, befinden sich die Kosten der Datenspeicherung seit ihrer Erfindung im freien Fall. Wenn ich abwägen sollte: Die Vorteile des RAW-Formats stecken die Mehrkosten an Speicher locker in die Tasche.

Und wenn du das nächste Mal an der Fleischtheke stehst, frag mal nach gegrilltem Fleisch. Die Verkäuferin wird, wenn sie Humor hat, lächeln und fragen, ob du noch alle Tassen im Schrank hast!

NOTIZ AN MICH

- › In der Nachbearbeitung ist das JPEG gegenüber dem RAW-Format schrecklich unflexibel.

Liebe Fotografie,

ich war heute das erste Mal in Polen. Über 40 Jahre hat es gedauert, bis ich meinen verehrten Fuß auf den Boden unseres Nachbarn setzte. Ich hatte eine Menge Klischees im Kopf und ein Dutzend Witze in der Tasche. Doch heute warf ich alles über Bord.

Wir fuhren über Buckelpisten, durch dünn besiedelte Landschaften, vorbei an Bauern, die mit ihrem Pferd am Kiosk Bier holten. Ich sah bunt geschmückte Jesuskreuze auf Dorfplätzen, und mir wurde herzlich zugewunken, als ich mich mit meiner Bronica gegen die untergehende Sonne stellte, um zu fotografieren.

Wir passierten eine polnische Dorfhochzeit mit Hunderten Gästen und geschmücktem Pferdewagen vor einer Kirche. Und Dorf um Dorf warteten die Leute an der Straße auf das Brautpaar – zusammen mit kleinen Präsenten auf eigens dafür platzierten kleinen Tischen. Unser Autoradio blieb aus, und wir genossen diesen warmen und sonnigen Oktoberabend bei offenem Fenster.

Zwischen zwei Dörfern standen am Straßenrand drei Gestalten. Sie sahen aus, als wären sie für eine wichtige Szene in einem Fatih-Akin-Film gecastet und angezogen. Fast schon ein bisschen übertrieben, würde ich meinen, sähe ich sie im Kino. Mit stolzer Haltung standen sie da, vor ihnen ein kleiner Tisch mit einer Flasche Schnaps. Wir fahren an ihnen vorbei, und mir will es nicht gelingen, über sie zu lächeln, wenngleich sich das anböte.

Nein, sie tragen Würde in sich und entwaffnen damit jeden weiteren Gedanken.

Ein paar Kilometer weiter will ich sofort umkehren. Ich hätte es mir mein Lebtag nicht verziehen, wenn ich es nicht wenigstens versucht hätte, diese drei Gestalten zu fotografieren. Wir kehrten um und hatten Glück. Auf meine alte Zenza Bronicaweisend, bat ich die drei um ein Foto. Und meine alte Kamera öffnete die Herzen der drei mit der Flasche. Keiner von uns verstand das Wort des anderen, doch sie warfen sich stolz in Pose, und ich durfte sie fotografieren.

Wenige Minuten später saß ich wieder im Auto und schaute wortlos auf die dünn besiedelte Landschaft – stolz und glücklich, diesen Moment festgehalten zu haben.

Dein Stilpirat



Ich bin mir sicher: Für solche Momente wurde die Fotografie erfunden.

»Wir machen Sie zehn Jahre jünger!«

Wächserne Gesichter, frei von Pickeln, Hautstrukturen, Nasenfalten und Krähenfüßen – fern jeder Realität, so authentisch wie Batman auf dem Trampolin. Willkommen in der digitalen Dermatologie – der Beautyretusche! Für Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie bitte Ihren Psychoanalytiker und machen den medialen Druck verantwortlich.

»Wir machen Sie zehn Jahre jünger!«, wirbt »Foto Bruhn« aus K. an der S. in einer enttäuschend gestalteten Kurzbroschüre. Dass der Kunde statt der Photoshop-Verjüngungskur auch einfach ein zehn Jahre altes Foto aus der Kiste holen könnte, wird verschwiegen. »Foto Bruhn« weiß leider nicht, was er tut. Er beugt sich dem Wettbewerbsdruck, denn »Foto Lübcke« aus P. an der S. bietet so etwas schon länger an – und hat gut zu tun. »Foto Bruhn« aus K. an der S. vermag einen Menschen auf ein nichtssagendes Gesicht zu reduzieren und tut dies höchstwahrscheinlich mit irgendeiner »Ein Klick«-Softwarelösung. Er denkt nicht darüber nach. Er ist Dienstleister – und seine Kunden freuen sich im schlimmsten Fall über diesen zusätzlichen Service.

»Warum reduzieren sich Menschen auf ein Maximum an Schlüsselreizen und ein Minimum an Persönlichkeit?«

Das »perfekte Beautyface« ist ein künstlich erzeugtes Höchstmaß an Sauberkeit und Symmetrie im Gesicht. Doch wozu das Ganze? Warum reduzieren sich Menschen auf ein Maximum an Schlüsselreizen und ein Minimum an Persönlichkeit? Möglicherweise spielt Geltungsdrang eine Rolle, doch jagen die Botschafter dieser Zunft einem fragwürdigen Ideal hinterher, das sie selbst geschaffen haben, und mitnichten einem gesellschaftlichen Druck.

Ich will ehrlich sein. Hin und wieder komme auch ich der Bitte von Kunden nach, Korrekturen an Gesicht und Haut vorzunehmen. Ich achte jedoch sehr darauf, dass ich meine Seele und die des Abgebildeten dabei nicht verkaufe. Dabei ein gesundes Maß zu entwickeln ist sicherlich eine Frage von Erfahrung und Geschmack. Nicht zuletzt gerade deshalb hat sich hier eine florierende Berufssparte entwickelt. Eine gute und noch »gesund« wirkende Retusche ist kein Zufall. Nein, gute Ergebnisse sind ein steiniger und mitunter beschwerlicher Weg und

erfordern vor allem eins: Geduld. Dabei vergessen viele Fotografen, dass eine gute Beautyretusche bereits vor dem Shooting anfängt. Man kann den späteren Aufwand am Rechner locker auf ein gesundes Mindestmaß reduzieren, wenn man von vornherein auf ein paar kleine Dinge achtet.

»Merke: Ein guter Visagist ist der beste Beautyretuscheur, den man sich vorstellen kann.«

Mit einem Visagisten, der sein Handwerk versteht, wird man später kein Problem mit Pickeln und Porenunreinheiten haben. Der Weichzeichner bleibt im Schrank, und die Hautstruktur muss sich nicht in Luft auflösen. Eine ganz kleine Regel, deren Wirkung eine große ist. Nein, für mich ist die Arbeit eines guten Visagisten durch nichts zu ersetzen, denn das Bildergebnis wird schon allein dadurch besser, dass das Motiv bei der guten Vorbereitung ein viel besseres Ich-Gefühl entwickelt. Fühlt das Model sich wohl und mag sein Äußeres, wird sich das in sicherem Auftreten und Wohlfühlposen bemerkbar machen. Während



Je besser der Visagist, desto weniger Arbeit hat man bei der Nachbearbeitung.

des Shootings können bereits Glanzlichtpartien im Gesicht schnell und ohne viel Aufwand durch den Einsatz von etwas Puder vermieden werden. Spart man hier am Puder, wird man später die gleichsam unsinnigste wie undankbarste Retuscheaufgabe vor sich haben.

Ein weiteres und nicht unwesentliches Mittel, um den Aufwand der Beautyretusche zu reduzieren, ist der überlegte Einsatz von Licht. Die falsche Lichtführung und ein unnötig hartes Licht können die Poren wie Scheunentore öffnen und Schatten in Gesichtspartien werfen, die man später – wenn überhaupt – nur mit furchtbar großem Aufwand wieder wegretuschieren kann. Flaches, weiches Licht und eine liebevoll geöffnete Blende sind der natürliche Jungbrunnen eines jeden Models. Viele Einsteiger kaufen sich zunächst eine mit vielen Köpfen ausgestattete Blitzanlage, um dann festzustellen, dass sie bereits mit zwei Lichtquellen überfordert sind. Der erfahrene Fashion- und Beautyfotograf hält sich da eher reduzierter. Er wird zudem beim Shooting immer etwas überbelichten, um Fältchen, Rötungen und Unreinheiten der Haut zu reduzieren. Die alte Fotografenweisheit »Licht macht schön!« gewinnt vor allem mit der rechten Lichtführung an Bedeutung. Bei Falten, tief liegenden Augen und Tränensäcken kann man sich einen Großteil der späteren Retusche durch geschickt eingesetztes, frontales Hauptlicht ersparen. Ein Patentrezept freilich gibt es nicht, denn jedes Gesicht ist anders. Und manch markantes Merkmal eines Protagonisten kann man durch ein Vorgehen nach »Schema F« auch wegkorrigieren.

»Eine dezente Abminderung von Alterserscheinungen ›frischt‹ das Gesicht auf, ohne es zu verändern.«

Licht ist also unser Helfer Nr. 2 bei einer geglückten Beautyretusche. Doch der größte Helfer sind wir selbst! Ein häufig angefragter Retuschewunsch ist die Korrektur hängender Mundpartien oder eines ausdruckslosen Blicks. Wer, wenn nicht der Fotograf selber, ist in der Pflicht, derlei »Makel« bereits beim Shooting zu vermeiden?! Allein durch geschickte Kommunikation können hängende Mundwinkel und ein ausdrucksloser Blick vermieden werden. Ein positiver Gedanke, den der Fotograf dem Model übermittelt, reicht oft schon. Eine gute Vorbereitung und eine geschickte Kommunikation beim Shooting können den Retuscheaufwand schon ein ganzes Stück reduzieren.



Der Mensch vermag viele kleine und große Geschichten im Gesicht zu tragen. Sie gehören ihm. Also nehmen wir sie ihm nicht weg.

Setzen wir uns an den Computer, und widmen wir uns der Nachbearbeitung des Materials. Jetzt forscht und überlegt vorzugehen ist eine leider viel zu oft gesehene Attitüde. Ein wildes Drauflospinseln nervt das Ergebnis und richtet den Fotografen. Ein strukturiertes Vorgehen dagegen hilft vor allem dem Einsteiger, der mit ungeübtem Blick schnell über das Ziel hinausschießen kann. Ich betrachte zunächst eingehend das fotografische Ergebnis und trenne vorübergehende Makel von natürlichen Alterserscheinungen. Ein »vorübergehender Makel« wäre für mich beispielsweise eine Hautunreinheit oder ein »Frisurproblem«. Es ist absolut legitim, hier den Stempel zu schwingen, um die Haut zu säubern oder falsch liegende Locken zu korrigieren. Anders verhält es sich mit

natürlichen Alterserscheinungen und Gesichtsmerkmalen, die zu einer Person gehören und ihr Wesen definieren. Das völlige Unsichtbarmachen von Nasenfalten oder Krähenfüßen mittels Stempel und Weichzeichner führt uns schnell ins Wachsfigurenkabinett. Eine fehlende Hautstruktur gibt der abgebildeten Person ein unnatürliches Antlitz. Merke: Alterserscheinungen im Gesicht lassen sich nicht auf Falten reduzieren. Ein Gesicht zeigt sein Alter auch durch die Sinnesorgane (Augen, Ohren, Nase etc.). Eine dezente Abmilderung von Alterserscheinungen hingegen »frischt« das Gesicht auf, ohne es zu verändern. Die Falten bleiben also im Gesicht, sie sind aber nicht mehr ganz so präsent. Photoshop & Co. bieten eine ganze Reihe von Möglichkeiten, hier sehr feinfühlig zu Werke zu gehen. Ein äußerst wirksames und relativ einfaches Mittel, um mehr Glanz in den Ausdruck eines Gesichts zu bringen, ist ein leichtes Aufhellen der Iris und der weißen Partien der Augen. Aber auch hierbei gilt, mit einem gesunden Maß zu agieren. Die Augen zeigen die Seele des Menschen, also geh entsprechend respektvoll mit ihnen um!

Es gibt eine ganze Reihe von vernünftigen Einsatzgebieten der Beautyretusche. Am Ende entscheidet immer der Verwendungszweck einer Fotografie darüber, wie weit man eingreift. Man sollte sich jedoch immer darüber im Klaren sein, dass man sich mit der Beautyretusche nur der statistischen Durchschnittsattraktivität annähert. Und lieber »Foto Bruhn« aus K. an der S.: Der Mensch vermag viele kleinen Geschichten im Gesicht zu tragen. Sie gehören ihm. Nehmen Sie sie ihm bitte nicht weg!

NOTIZ AN MICH

Ein guter Visagist, das rechte Licht und der richtige Umgang mit dem Model sparen einen Haufen Zeit bei der Beautyretusche!

Liebe Fotografie,

ich wurde neulich gefragt, worüber ich mich definieren würde: über meine Arbeit oder mein Leben. Scheißfrage! Ich hab schon lang nicht mehr „gearbeitet“ – im Sinne von „von Nine to Five“ schwitzend Dinge getan, die ich hasse, oder so. Aber „gelebt“ – im Sinne von ausspannen, prassen, ruhen – irgendwie auch wieder nicht. Ich bin wohl irgendwie dazwischen. Jede freie Minute geht für „Suche und Erkenntnisgewinn“ drauf. Wenn ich mich kritisieren müsste, würde ich sagen: „Lass dich nicht hetzen, Fotografie ist kein Wettlauf!“ Und doch denke ich oft, dass mir die Zeit davonläuft. Manchmal sollte ich wirklich den Beißring rausnehmen ...

Ich hab neulich diese Dokumentation über meine Lieblingsfotografin Sally Mann gesehen. Ich bekomme bei jedem ihrer Fotos Gänsehaut – immer wieder –, und alles, was ich sah, berührte mich. Beim Anschauen der Doku dachte ich: Wenn der Teufel käme und meine Seele dafür haben wollte, dass ich so leben und fotografieren könnte wie sie, würde ich wenigstens mal eine Nacht drüber schlafen.

Und dann bin ich aufgewacht und dachte: „Okay Teufel – leck mich am Arsch! Ich will so fotografieren wie ich. Und nicht wie jemand anderes!“

Dein Stilpirat

Zurück ins Unvollkommene: Retrolook

Heerscharen von Ingenieuren arbeiten seit vielen langen Jahren an der steten Verbesserung des Handwerkzeugs für die fotografische Zunft. Sie geben dem Fotografen damit Hochleistungswerkzeuge an die Hand, mit denen er detailreiche Aufnahmen in fantastischer Auflösung erstellen kann. Und was macht dieser Tropf? Er setzt sich hinterher an den Rechner und trimmt sie wieder auf »kaputt«, »alt« und »analog«. Er fügt seinen rauschfreien Aufnahmen wieder Körnung hinzu und verfälscht die Farben.

Einem Außerirdischen müsste man dieses groteske Verhalten wohl so erklären: Es gibt Menschen, die geben Hunderte von Euros für teure Kameras aus und kaufen sich zusätzlich für wiederum Hunderte von Euros spezielle Software, um das Ergebnis so aussehen zu lassen, als wäre es mit einer Kamera vom Flohmarkt gemacht worden, die nur wenige Euros gekostet hat. »Der Mensch ist doch ein dummes Tier«, würde der Außerirdische sagen und dem Menschen

Eine alte Flohmarktkamera mit einem abgelaufenen Film bietet oft die überzeugendsten Ergebnisse bei der Jagd nach dem perfekten Retrolook.



damit Unrecht tun. Denn die Suche nach der Schönheit der unvollkommenen Abbildung ist ein Schritt, der erst nach dem Erreichen der vollkommenen Abbildung möglich wurde. Das »Scharf bis in die Ecken«-Abbild der Realität auf Fotos wurde mit den modernen Kameras erreicht. Wir haben es gesehen, doch es will uns nicht so recht gefallen – jedenfalls einem Teil von uns. Anders ist es nicht zu erklären, dass sich mittlerweile sogar Kamerahersteller finden, die Retrofilter in die Kameras einbauen, um das vorher hochgezüchtete, optisch einwandfreie Ergebnis wieder kaputt zu machen. Gäbe es keinen Markt dafür, würde man es sicher lassen.

Was aber fasziniert uns so am *Look & Feel* vergangener Tage? Wie erreicht man den perfekten Retrolook? Und damit meine ich nicht irgendeinen wilden Photoshop-Filter, den man einfach über eine Digitalaufnahme bügelt ... Um das herauszufinden, habe ich ein völlig verrücktes Experiment gewagt: Ich hab eine alte Kamera auf dem Flohmarkt gekauft und mit ihr ein paar abgelaufene Filme fotografiert, die ich dann selbst zu Hause entwickelt und gescannt habe. Das Ergebnis war der perfekte Retrolook! Wer hätte das gedacht? Ich schaute mir im Detail an, was ihn ausmacht. Eins der augenscheinlichsten Merkmale ist die schier endlos erscheinende Anzahl von Fehlern, die man bei der eigenhändigen Arbeit an einem analogen Bild machen kann. Angefangen von der falschen Lagerung des Films bis hin zur unsauberen Entwicklung und Scannung liegt eine Vielzahl von möglichen kleinen und großen Fehlerquellen auf diesem Weg.

»Ein digitales Bild einfach durch die Retromangel zu drehen mag für ungeübte Augen noch genügen ...«

Jedes analog erstellte Foto wird – wenn man es komplett in der eigenen Hand lässt und nicht von irgendeinem schnöden Großlabor entwickeln lässt – zu einem kleinen, individuellen und handgefertigten Kunstwerk. Ein digital aufgenommenes Foto einfach durch die Retromangel zu drehen und etwas Körnung und Kratzer hinzuzufügen mag für ungeübte Augen mitunter genügen, doch überzeugt es mich schon lange nicht mehr. Wer sich tiefer gehend mit der digitalen Simulation von Analogfilmen auseinandersetzt, stellt fest, dass bereits die Aufnahme bestimmten Regeln folgen sollte, um das Ergebnis am Ende überzeugend darzustellen. Das *Look & Feel* einer alten 6×6-Kamera mit einem für diese Zeit typischen 80 mm/2,8-Objektiv wird zu einem gewissen Grad bereits durch

die entstehende Schärfentiefe dieser Linsen-Blenden-Kombination auf 6×6-cm-Mittelformatfilm geprägt. Die dadurch entstehende relativ geringe Schärfentiefe sollte man – sofern man mit einer digitalen Cropkamera fotografiert – also bereits mit seinem lichtstärksten Objektiv bei offener Blende simulieren.

Als Nächstes hab ich mich mit der Nachbildung der Eigenschaften von Filmmaterialien auseinandergesetzt. Auch wenn die digitale Fotografie der analogen Fotografie auf den ersten Blick überlegen zu sein scheint, so bietet analoges Filmmaterial auch Vorteile wie zum Beispiel einen höheren Belichtungsspielraum und damit verbunden einen größeren Umfang von Abbildungsreichtum in den Lichtern und Schatten. Schau ich mir alte Analogaufnahmen an, dann finde ich beispielsweise kaum »ausgefressene« Himmel. Ich »pimpe« meine Digitalaufnahme also schon mal hinsichtlich der abzubildenden Lichter- und Schattenbereiche. Ein RAW gibt mir hier die nötige Freiheit, die Tiefen etwas anzuheben und die Lichter abzusenken. Der erfahrene Bildbearbeiter geht hier übrigens an die einzelnen Bereiche und bügelt nicht einfach dem gesamten Bild die »Tiefen/Lichter«-Funktion über.

»Korn muss nicht sofort sichtbar sein, um seinen Charme zu verbreiten.«

Eine weitere Eigenschaft von analogem Filmmaterial ist das auf Vergrößerungen sichtbare Filmkorn. Es verleiht dem Foto Struktur und Atmosphäre. Im Grunde handelt es sich hier um die kleinsten Strukturen des Films: die Silberpartikel. Korn muss jedoch nicht zwingend sofort sichtbar sein, um seinen Charme zu verbreiten. Bei der Simulation von Körnigkeit sollte man ebenfalls vorsichtig vorgehen und den Lichtern, Mitten und Tiefen voneinander getrennt eine geschmackvolle Dosis Silberkorn verpassen. Hier gilt zu beachten: Bei einem Analogfilm finden wir niemals die gleiche Körnigkeit über alle Helligkeitsbereiche. Ein einfaches Hinzufügen von farblosem »Rauschen« über alle Bereiche wirkt also bestenfalls aufgesetzt. In den hellen Bereichen findet sich auf einem Film weniger Körnung als in den oberen Mitten (Mittelhelligkeit), wo der größte Körnungseindruck entsteht. Hier kann man also gewagter zu Werke gehen. In den dunklen Bereichen sitzen die Silberpartikel auf einem Film wiederum so eng, dass ein recht geringer Körnigkeitseindruck entsteht.



Die Queen Mary II bei ihrem ersten Einlaufen im Hamburger Hafen. Das Motiv gewinnt durch den Look vergangener Tage an Dramatik.

Filme mit hoher Empfindlichkeit weisen ein deutlicher sichtbares Korn auf als niedrigempfindliche Filme. Höherempfindliche Filme zeichnen in der Regel auch wesentlich deutlichere Kontraste auf als niedrigempfindliche Filme, die wiederum über ein wesentlich größeres Graustufenpotenzial verfügen. Je gröber wir also in der digitalen Nachbearbeitung bei der Körnung vorgehen, desto deutlicher sollten wir auch mit dem Kontrast arbeiten, um ein überzeugendes Ergebnis zu erzielen. Ein in größtmögliche Graustufen aufgefächertes Bild mit grober und deutlicher Körnung überzeugt zunächst also erst einmal weniger. Im Umkehrschluss zeigt sich ein überzeugender Look dadurch, dass wir uns bei einem Motiv mit starken Kontrasten für ein deutlich sichtbares Korn entschei-

den und bei einem wenig kontrastreichem Bild für eine subtile Körnung. Dabei findet sich mehr sichtbare Körnung in den Mitten und weniger in den Lichtern und Schatten. Kann man sich merken, oder?

Farbabzüge, die bereits einige Jährchen auf dem Buckel haben, zeigen ein interessantes Alterungsverhalten. Die Farben verblassen und verschieben sich, die Kontraste werden schwächer, und die weißen Bildanteile vergilben. Ein schnelles und effektives Mittel, um solche Farbverschiebungen zu simulieren, ist das gesonderte Einfärben der Lichter und der Schatten in einem Foto. Die Schatten fülle ich gern mit ein wenig Blau, die Lichter mit etwas sanftem Grüngelb. In Lightroom kann man diesen Effekt ganz leicht durch die Funktion »Teiltonung« simulieren. Ich rate hier dazu, ein wenig herumzuspielen und sich seinen eigenen Mix zu kreieren. Verschiedene Farbkombinationen ergeben immer wieder



Mit der Lightroom-Funktion »Teiltonung« lässt sich eine Crossentwicklung recht gut simulieren.



„Through the Viewfinder“ nennt sich diese Technik, bei der der Blick durch das Sucherbild einer alten Kamera simuliert wird.

interessante Ergebnisse. Doch ich warne davor, ein einmal gefundenes Preset auf jedes Motiv anzuwenden: Aufnahmen, die bei Kunstlicht gemacht worden sind, reagieren völlig anders als Motive, die in der Sonne fotografiert wurden. Probieren geht hier über studieren und wie immer gilt: Weniger ist mehr!

»Die Großmutter aller Retroversuche ist die Crossentwicklung.«

Schauen wir uns Farbaufnahmen aus den letzten 30 bis 40 Jahren an, dann fällt uns auf, dass die dunklen und hellen Bildanteile deutlich an Power verloren haben. Hier hilft uns die Arbeit an den Gradationskurven, bei denen wir gezielt in die einzelnen Helligkeitsbereiche eingreifen können. Die Großmutter aller Retroversuche ist die sogenannte Crossentwicklung – ein Trend, der in den 1980er- und 1990er-Jahren in Mode kam. Man begann damals, Dia- als Negativfilme zu entwickeln und umgekehrt. Der dadurch entstehende Bildeffekt zeichnet sich

durch knallige Farben, hohe Kontraste und grobes Korn aus. Den typischen Crosslook kann man mithilfe von Photoshop relativ einfach simulieren: hohe Kontraste und ausgebrannte, meist knallgelbe bis grüne Lichter bei gesättigten, meist blauen Tiefen.

Ich war eine Zeit lang wirklich fasziniert vom Retrolook und schraubte, was das Zeug hält. Ich badete im heimischen Labor unzählige Filme und probierte herum, bis ich *meinen* ultimativen Look fand. Diesen simulierte ich dann via Photoshop und war stolz wie Bolle, dass man das digital bearbeitete Ergebnis eigentlich nur noch mit geübtem Auge vom Analogfilm unterscheiden konnte. Am Ende hatte ich mich allerdings so lange damit beschäftigt, dass ich den Look nicht mehr sehen konnte und ich zu wenige Argumente hervorbringen konnte, mich sinnvoll noch länger damit zu beschäftigen ... Strich drunter: Ich hab es gemacht und weiß, wie es geht!

NOTIZ AN MICH

- › Der überzeugendste Retrolook lässt sich mit einer alten Kamera und einem Film realisieren.
- › Filmkörnung ist vor allem in Bereichen mit mittlerer Helligkeit sichtbar.
- › Ich kann Teiltonungen nicht mehr sehen ...

Schwarzweiß – farblose Magie

Warum zum Henker hat man die Farbfotografie erfunden? Es war doch alles so schön! Die Fotografie konnte – solange sie nur schwarzweiß war – mehr, als nur abzubilden. Sie vermochte den Moment auf das zu reduzieren, was ihn ausmachte, und ihm durch die Andersartigkeit ihrer Abbildung einen besonderen Zauber zu verleihen. Schwarzweißfotografie zeigt den Moment – frei vom störenden Rest. Sie konzentriert sich auf das, worum es im Bild geht und braucht dafür gerade mal eine einzige »Farbe«: Schwarz. Vielleicht wurde der Fotografie

Was will ich bei diesem wunderschönen Foto noch mit Farbe?





mit der Erfindung des Farbfilms ein Stück Magie genommen. Natürlich kann man trotz Farbfotografie auch immer noch schwarzweiß fotografieren, doch das ist irgendwie nicht dasselbe.

»Schwarzweißfotografie liebt das Spiel mit Licht und Schatten.«

Wenn ich mit meiner alten Rolleiflex und einem eingezogenen Schwarzweißfilm unterwegs bin, fotografiere ich eine ganz bestimmte Art von Motiven. Motive, die ich in meinem Kopf bereits auf Graustufen reduziere. Ich hab mir so was wie einen »Schwarzweißblick« antrainiert. Ich sehe ein Motiv und weiß, dass es ohne Farben besser wirken würde als mit. Es scheint also eine Art »Motivbogen« für bessere Schwarzweißaufnahmen zu geben ... Ich formuliere es mal so: Schwarzweißfotografie liebt das Spiel mit Licht und Schatten. Sie liebt klare Formen und Strukturen, und sie liebt das Spiel mit der Symmetrie. Bei einem Schwarzweißfoto achte ich zum Beispiel darauf, dass sich Dinge im Bild nicht »schneiden« und dass sich das Hauptmotiv lichtseitig klar vom Rest trennt. Ich hab eben nur eine Farbe, und die muss ich so geschickt einsetzen, dass das Bild nicht »schwimmt und wuselt« – dass es also eine klare und verständliche Sprache spricht.

»Vestärkt oder mindert der Einsatz von Farbe die Wirkung eines Bildes?«

Im Grunde sind das Tipps, die sich auch auf die Farbfotografie übertragen lassen. Schlechtere Fotos mache ich nicht, wenn ich auf solche Regeln achte. Mache ich vielleicht sogar bessere Fotos, wenn ich mir mein Motiv beim Fotografieren in Schwarzweiß vorstelle? Um das herauszufinden, kehrte ich den Gedanken um und unterzog einige meiner Lieblings-Schwarzweißaufnahmen einem kleinen Test. Ich wollte ausprobieren, ob man Farbigkeit bei diesen Aufnahmen als

Eine leichte Tonung ist auch bei Schwarzweißbildern erlaubt.

zusätzliches Gestaltungsmittel einsetzen kann. Und ob der Einsatz von Farben die Aussage des Bildes eher verstärkt oder vermindert. Ich nahm Aufnahmen aus meinem Archiv, die ich digital und in Farbe aufgenommen und später in Schwarzweiß umgewandelt hatte. Dank RAW und Lightroom bedarf es nur einiger weniger Mausklicks, um den Ursprungszustand der Bilder wiederherzustellen und einen Vergleich anzustellen. Wie erwartet, waren vor allem die Fotos, die sowohl in Farbe als auch in Schwarzweiß funktionierten, die stärksten. Funktionierte ein Motiv sowohl in Farbe als auch in Schwarzweiß, hatte ich offenbar alles richtig gemacht. Gewann das Foto durch Schwarzweiß an Wirkung, war die Umwandlung in Schwarzweiß wohl eher eine Notlösung, um ein Motiv doch noch irgendwie »interessant« zu machen und ihm Ruhe zu geben – den Betrachter eben mittels Farbreduktion auf das Wesentliche zu lenken. Sicherlich ein adäquater Weg, aber nicht der beste.

**»Man braucht nicht zwingend wenige Farben im Motiv,
um ein gutes Foto zu machen.«**

Diese Einsicht veränderte meine Art, zu fotografieren. Ich versuchte in Schwarzweiß zu denken. Ich wollte sehen, ob sich meine fotografischen Ergebnisse dadurch verbessern würden. Und in der Tat, es gelang! Anfänglich fotografierte ich Motive, die von vornherein schon recht monochrom waren. Keine Ahnung, warum das so war. Bringt aber nichts ... Man braucht nicht zwingend wenige Farben im Motiv, um ein gutes Foto zu machen, die Farben müssen nur klar voneinander abgegrenzt sein. Ich probierte eine ganze Weile herum und versuchte über das Wechselspiel verschiedener Farben bestimmte Schwarzweißwirkungen zu erzielen. Meine erste Schlüsselerkenntnis brachte mir die Farbe Grün. Grün finden wir in der Natur ja zuhauf. Ich hab mich immer davor gescheut, Porträts im grünen Blätterwald bei Sonne zu machen, da das Grün auf den Gesichtern reflektiert, und die Person am Ende irgendwie ungesund aussieht. Im Schwarzweißmodus jedoch verhält sich das ganz anders. Grün lässt sich in der Schwarzweißkonvertierung als Farbkanal recht gut ansteuern. Ich kann die Farbe dadurch sehr gut als Kontrast zum Protagonisten einsetzen und ihn noch stärker vom Rest des Bildes trennen. »Person unter Baum vor grüner Hecke« ist ein ebenso einfaches wie wirksames Schwarzweiß-Setup, da ich das Licht in eine Richtung zwingen und später am Rechner den Grünkanal in der Schwarz-

weißkonvertierung ins tiefe Schwarz ziehen kann. Am Ende sieht mein Hauptmotiv aus, als hätte ich es vor einer riesigen Softbox vor dunklem Hintergrund platziert. Diese Erkenntnis machte mich ganz kribbelig und brachte mich auch ein gutes Stück vorwärts – neu war sie jedoch nicht. Bereits im analogen Zeitalter bemühte man Schwarzweißfilme, die für eine bestimmte Farbe sensibilisiert, für eine andere unempfindlich waren, oder nutzte verschiedene Farbfilter, die vor das Objektiv geschraubt wurden.

Eine stimmige Schwarzweißkonvertierung kann also ein Motiv in eine völlig andere Atmosphäre tauchen und durchaus die Bildaussage intensivieren. Ich rate, sich nicht immer auf die automatische Schwarzweißkonvertierung irgendeiner Software (und sei sie noch so gut) zu verlassen. Eine von einer Software durchgeführte Schwarzweißumwandlung versucht eine Ausgewogenheit der Aufnahme bei der Konvertierung herzustellen. Doch gerade hier lassen sich mit ein paar Tricks und ein wenig Hintergrundwissen sehr außergewöhnliche Ergebnisse erzielen. Ich kenne sogar Kollegen, die sich für die Schwarzweißkonvertierung ihrer Fotos ein paar Tage einschließen und wilde, geheime Photoshop-Aktionen anlegen, bis ihre Aufnahmen »fertig sind«. Und auch wenn ich gern das Gegenteil behaupten würde: Man sieht den Fotos diese Arbeit hinterher an. Das Potenzial einer Farbaufnahme in der Schwarzweißkonvertierung ist einfach riesig.

Und wenn ich nicht von der Fotografie leben müsste, würde ich nur noch schwarzweiß fotografieren. Ich hoffe jetzt mal, dass das nicht auch nur »so eine Phase ist« ... Also wenn, dann wäre es meine bisher längste.

NOTIZ AN MICH

- › Schwarzweiß als Rettung einer langweiligen Aufnahme ist ein schlechter Notgroschen.
- › Schwarzweiß liebt klare Linien und das Spiel mit Licht und Schatten.

Gestalten mit dem Holzhammer: Color Key

Es gibt Filtereffekte, bei denen es durchaus an der Zeit wäre, mal eindeutig Stellung zu beziehen: Color Key ist so einer! Ich konnte diesem Effekt noch nie etwas abgewinnen. So, und jetzt teert und federt mich!

Ich stelle mir die Entstehungsgeschichte von Color Key etwa so vor: Irgendwann sollte die Grafikabteilung einer berühmten New Yorker Eventagentur Einladungen für eine »Bad Taste Party« gestalten. Doch keiner der eingereichten Entwürfe war schlecht genug, um der Party ein passendes visuelles Konzept zu geben. Man füllte deshalb den Praktikanten so lange mit Schnaps und Drogen ab, bis dieser bei 2 Promille die Idee für Color Key hatte. Yeah – das sah Scheiße genug aus! »Danke, Joe – Sonderurlaub!« Dummerweise fielen die Einladungen später in die falschen Hände und fanden zu allem Übel Einzug in die Fotografie. Seitdem muss die Welt Fotos mit roten Rosen auf schwarzweißen Schienensträngen und roten Erdbeeren in schwarzweißen Frauenlippen ertragen. Beinahe jedes Klatschmohnfeld und jedes New Yorker Taxi wurde wenigstens einmal durch den Color-Key-Filter gejagt.

Was für viele Schauspieler die unrühmliche Pornovergangenheit, ist für den Fotografen der Color-Key-Effekt: das Arschgeweih des eigenen Portfolios! Ich

Fast hätte der Betrachter das rote Hirschgeweih auf dem Kopf des Jungen übersehen. Doch dank Color Key kann man den entscheidenden Hinweis geben!



frage mich beim Anblick von sinnfreien Color-Key-Fotos manchmal: Welche Bildaussage hätte ich hier als Betrachter ohne fremde Hilfe nicht entschlüsseln können? Muss mir der Fotograf mit dem Hammer wirklich so heftig auf den Hinterkopf hauen, damit ich die rote Erdbeere erkenne, die von den lasziven Frauenlippen umschlossen wird? Hätte ich die rote Rose in der Hand der Braut sonst wirklich übersehen? Gibt es eine größere Geringschätzung des Betrachters? Ich glaube, nein! Wozu soll ich eigentlich den Farbeffekt eher sehen als den Bildinhalt? Ich weiß es nicht!

»Kein Foto der Welt hat Color Key verdient!«

Ich las neulich in einem Forum von jemandem, der die Idee hatte, ein misslungenes Foto mittels Color Key zu retten. Okay, dachte ich, es geht also noch schlimmer. Color Key als Rettung eines misslungenen Fotos herhalten zu lassen ist, als bekämpfte man die Pest mit der Cholera. »Lass doch dem armen Foto den letzten Funken Würde und beerdige es in aller Stille!« Ein Foto mittels Color Key aufwerten zu wollen ist mindestens so schlimm wie Grabschändung. Nein, kein Foto der Welt hat Color Key verdient!

Und bevor ich gleich wieder Berge von Post bekomme: Ja, in Steven Spielbergs »Schindlers Liste« wurde der Color-Key-Effekt sehr akzentuiert und mit viel Verstand eingesetzt. Er erzählt eine kleine Geschichte in der Geschichte. Ein Schwarzweißfilm, in dem der rote Mantel eines kleinen Mädchens zu sehen ist, und ja – ich bekam Gänsehaut. Aber bitte schön: Das war Steven Spielberg, und er hatte gute Gründe! Mena Suvari hätte sich als »American Beauty« auch nicht träumen lassen, dass die Filmszene, in der sie nackt auf Rosen gebettet erscheint, Hunderte, wenn nicht gar Tausende Male als ganz schlechtes Foto kopiert werden würde. Manche Ideen sollten besser da bleiben, wo sie herkommen ...

NOTIZ AN MICH

„Schindlers Liste“ auf DVD bestellen.

Experimente und mein Sieg über den Schachgroßmeister

Jeder Fotograf kennt diesen Moment: Ein (Porträt-)Shooting ist beendet, und es geht um die Auswahl der Fotos. Qualitativ würde man die eigenen Ergebnisse als »solide Arbeit« einstufen. Das Model war nicht herausragend, aber auch nicht schlecht. Der Kunde wird zufrieden sein, aber ehrlicherweise auch nicht ausrasten vor Begeisterung. Na ja: »Ziel erreicht«, möchte man meinen. Aber, war das mal mein Ziel? Reicht mir das? Nein! Ich wollte doch begeistern und immer ein sichtbares Stück mehr abliefern, als man von mir erwartet hat ... Eigentlich ... Wieso komme ich manchmal einfach nicht über mich selbst hinaus?

»Ich kann in wenigen Zügen gegen den Schachgroßmeister gewinnen, wenn ich die Regeln brechen darf.«

Ausgerechnet von einem meiner Kunden bekam ich nach einem Shooting bei der Sichtung des Materials einen Tipp, der mich ein paar Tage beschäftigt hat und mir bis heute guttut. Es geht um den Umstand, dass es sich unser Gehirn bei wiederkehrenden Aufgaben gern bequem macht und auf Autopilot umschaltet. Wir rufen uns irgendwie also gern selbst ab – ein »Hebel« unseres Unterbewusstseins, damit wir uns in Situationen schneller zurechtfinden. Unser Gehirn sagt uns allerdings nicht: »Hallo – ich mach jetzt mal Autopilot!« Nein, es macht einfach. Wir bekommen davon höchstens das mit, was wir »Erfahrung« nennen. Und wir sind sogar noch stolz drauf. Uns fällt es nach soundso vielen Wiederholungen einfach schwer, das Erlernte zu durchbrechen. Vor allem, wenn wir nicht darüber nachdenken, dass es so ist. Mein Kunde gab mir also den Tipp, zwischendurch einfach mal etwas völlig Verrücktes zu machen – mit sich selbst,

Es ist nicht verboten, Regeln zu brechen und unerwartete Motive zu wählen.



Ein ungewöhnliches Familienporträt



der Kamera oder dem Model ... Ja selbst die Grundregeln der Fotografie sollte ich einfach mal missachten. Es würde mir helfen, mich wieder zu »nullen und Kreativität zu schöpfen«. Er zog das Beispiel eines Schachspiels heran, bei dem ich mir vorstellen sollte, gegen einen Schachgroßmeister zu spielen. Ich könnte in wenigen Zügen gewinnen, wenn ich derjenige wäre, der als Einziger die Regeln brechen dürfte.

»Fantasieaktivierung nannte ich das. Und was soll ich sagen? Es funktioniert wirklich!«

Das leuchtete mir sofort ein, und ich begann damit, vor jedem Shooting einfach genau das zu fotografieren, was ich *nicht* sollte. Wurden Businessfotos gewünscht, schockierte ich den Protagonisten zunächst damit, dass ich seinen Hinterkopf vor dem Türrahmen fotografierte. Sollte ich Nahaufnahmen von lecker zubereiteten Speisen fotografieren, unterbrach ich, um die Schuhe der süßen Kellnerin abzulichten, und nach der Trauung schnitt ich dem Brautpaar auch einfach mal den Kopf ab. Juchhe! Ich tat das nicht einfach nur so, aus spontanem Übermut, sondern suchte gezielt nach Möglichkeiten, mein faules Unterbewusstsein zu überlisten. Fantasieaktivierung nannte ich das. Und was soll ich sagen? Es funktioniert wirklich! Die Ergebnisse wurden wirklich besser. Ich entwickelte dadurch Ideen, die so weit weg von »auf der Hand« lagen, dass ich damit nicht nur den Kunden, sondern auch mich selbst überraschte. Ich nahm Wege, die ich zuvor nicht gegangen wäre, und entdeckte Details, die mir vorher

nie aufgefallen wären. Mehr noch: Ich löste mich von austauschbaren »Lehrbuchergebnissen« und entwickelte Bildideen, die von Kundenseite gern als »frisch« bezeichnet wurden. Der Mörder-Trick also – sollte man meinen!

Nun ja, ich bemerkte mit der Zeit, dass meine Arbeitsweise nicht immer und überall zu 100 % verstanden wurde. Die Humortoleranz des angespannten Marketingleiters, der über das Ergebnis wachte, war mitunter weniger groß als vermutet. Und der leitende Angestellte der Hamburger Reederei wusste mit seinem Hinterkopf vor dem Türrahmen auch nichts anzufangen. Herrje, manche Menschen haben echt keinen Sinn für so was. Seltsamerweise gab es auch immer wieder Kunden, die unbedingt maximales Mittelmaß wollten, weil sie glaubten, dass ihre Kunden sonst überfordert wären. Eine ganz furchtbare Spirale, aber das ist eine andere Geschichte ...

Doch das heißt nicht, dass damit das Experiment gescheitert wäre! Ich gehe die Sache mittlerweile einfach nur etwas sensibler an. Mit ein wenig Fingerspitzengefühl und Einfühlungsvermögen komme ich eigentlich immer ans Ziel. Ich muss ja nicht jeden sofort an meinen Experimenten teilhaben lassen. Vor allem nehme ich mir zwischen den Shootings genug Zeit zum Experimentieren. Ich probiere gern die abstrusesten Dinge aus, auch wenn sie noch so wenig ergebnisorientiert sind – Dinge also, die mir auf den ersten Blick gar nichts bringen. Ich hab Kugelpanoramen fotografiert und sogar meine HDR-Phase hinter mich gebracht und dabei mehr über Fotografie gelernt, als ich es vorher für möglich gehalten hätte!

Experimentieren und Regeln zu brechen ist mir wichtig. Zwar mag nicht immer direkt danach ein Erfolg zu verzeichnen sein, doch bleibe ich in Bewegung. Nichts ist schlimmer, als sich permanent selbst zu kopieren. Und seitdem ich sogar gegen Schachgroßmeister gewinnen kann, fühle ich mich unbesiegbar.

NOTIZ AN MICH

Zwischendurch immer mal wieder verrückte Dinge zu machen hilft der Kreativität auf die Beine.

HDR – Fotos mit der Seele eines klingonischen Kriegers

Ich kenne keinen Fotografen, der keine HDR-Phase hatte – mich eingeschlossen. Und ich meine HDR im »übertriebenen Modus« – nicht die sinnvolle Abteufung dieser Technik. Ich meine diesen Mut zur Hässlichkeit im Gesicht eines HDR-Porträtierten, diesen überkontrastierten Farbkauderwelsch einer bis zur Unkenntlichkeit entstellten Landschaftsaufnahme – Fotos mit der Seele eines klingonischen Kriegers.

Man muss es offenbar irgendwann einfach mal gemacht haben, um geheilt zu werden. Ich Schwachkopf hab mir sogar mal eine Kamera nach dem Feature »5er-Belichtungsreihe aus der Hand möglich« ausgesucht. Totaler Quatschkram! Aber anders als bei Color Key konnte ich nicht widerstehen. Meine Phase dauerte zwar nur einige Monate – aber immerhin ... Ich bin sogar mit einem Scheißstativ losgezogen und hab 9er-Belichtungsreihen gemacht – in RAW! Was für ein Irrsinn! Am Ende sind Fotos entstanden, die ich im Moment der Entwicklung ganz toll fand. Ich hab in meinem Flickr-Account sogar ein eigenes HDR-Album eingerichtet, so überzeugt war ich. Heute möchte ich die Aufnahmen am liebsten mit ganz vielen Nullen wieder überschreiben. Mein Gott, wie hässlich



Schlimm so was!
Und ich war
mal total be-
geistert davon ...



Man kann die HDR-Technik auch sinnvoll einsetzen.

kann man ein Foto mit voller Absicht machen?! Und ich benötigte sogar noch Menschen dazu, sich den Kram anzuschauen. »Es tut mir leid! Wie konntet ihr mich ernst nehmen?«

Dabei ist der Grundgedanke erst mal nicht schlecht: Die 256 Helligkeitsstufen, die uns ein digitales 8-Bit-Foto zur Verfügung stellt, reichen in den seltensten Fällen aus, um ein Motiv mit allen Details in den Lichtern, Mitten und Schatten wiederzugeben. Hier können wir uns einer Belichtungsreihe bemühen, um in allen Bildbereichen die fehlenden Details darzustellen. Es ist zwar nicht der einzige Weg, aber es geht relativ einfach und schnell. Kurz gesagt: Wir fotografieren unser Motiv einfach so lange (mit unterschiedlichen Belichtungszeiten) und so oft, bis alle Bereiche korrekt belichtet sind. Die aus der Belichtungsreihe entstehenden Einzelbilder fügen wir mittels spezieller Software so zusammen, dass die Schatten, Mitten und Lichter auf dem Foto, das am Ende dabei heraus-

kommt, richtig belichtet dargestellt werden. Und je nachdem, wie weit wir den Zauber treiben, kann daraus ein Foto entstehen, dem man die HDR-Technik fast nicht ansieht. Oder eben ein Foto, das ebenso von irgendeinem bekifften Paintbrusher stammen könnte. Und da sich offenbar nur die Ergebnisse des bekifften Paintbrushers in unser Hirn brennen, assoziieren wir vor allem derlei Bilder mit dem Begriff HDRI. Manchen sagen sogar »Kunst« dazu ...

»Vor allem bei komplexen Lichtsituationen hilft mir die HDR-Technik oft aus der Patsche.«

Der Look lutscht sich jedoch bereits nach kürzester Zeit aus, und man kann diese übertriebenen HDR-Bilder schon dann nicht mehr sehen, wenn man die ersten *Likes* der HDR-Fetischisten bekommt. Ja, die HDR-Technik hat bei mir wirklich schon bessere Tage gesehen. Dabei nutze ich sie heute manchmal noch, jedoch bearbeite ich das Ergebnis so, dass man die Technik dahinter auf den ersten Blick nicht sieht. Man kann sie nämlich auch sinnvoll einsetzen. Vor allem bei komplexen Lichtsituationen hilft mir die HDR-Technik oft aus der Patsche, und ich bin froh, dass ich mit meiner Kamera kleinere Belichtungsreihen locker »aus der Hand« schießen kann. Eine 3er-Belichtungsreihe in halben Blendenstufen reicht in den meisten Fällen völlig aus – RAW sei Dank! Mit dieser Technik umzugehen und deren Möglichkeiten kennenzulernen ist eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte. Dass man an seinem eigenen Geschmack zweifelt eine, die ich schnell wieder vergessen möchte. Und ich bin froh über die Erkenntnis, dass meine Seele weit von der eines klingonischen Kriegers entfernt ist.

NOTIZ AN MICH

Die verwendete HDR-Technik bei einem Foto muss nicht sofort erkennbar sein. Und das ist gut so!

Schelmischer Vater

Trauungen sind ja 'ne feine Sache. Man bekommt die Motive frei Haus geliefert, und der Ablauf folgt bestimmten Regeln. Man weiß also eigentlich immer, was passieren wird. Zumindest bis der Tag kommt, an dem man völlig aus dem Konzept gebracht wird.

Wieder einmal darf ich während der Trauung nicht in der Kirche herumspazieren und fotografieren. So etwas bringt die meisten Pfarrer und Pastoren irgendwie durcheinander. Nun ja – ich kann damit leben. Ich hab mir deshalb zusammen mit dem Kameramann, der sich um die Videoaufzeichnung der Trauung kümmert, einen Platz seitlich des Altars gesucht. Meine Kamera hab ich in Habachtstellung und lausche der Predigt. Ich kann das Paar schön von vorn fotografieren, bin dafür jedoch auf dem Präsentierteller. Die Augen der Hochzeitsgesellschaft sind nicht nur auf das Brautpaar, sondern auch auf mich und den Kameramann gerichtet.



Meine Kamera habe ich immer
in Habachtstellung ...

Der Pastor kündigt das erste Lied an, und der Organist beginnt sein Spiel. Ich weiß nicht, ob es der Aufregung, der fehlenden Erfahrung oder einfach auch nur der Unfähigkeit des Organisten geschuldet ist, dass hier kein Ton zum anderen passt. Es klingt fürchterlich! Die linke Augenbraue des Kameramanns tanzt schon Ballett, und der Pastor beginnt mit tiefgläubiger Überzeugung und geschlossenen Augen zu singen. Ich spüre sofort, dass es von nun an schwer sein wird, nicht die Beherrschung zu verlieren. Seine viel zu hohe und brachial-laute Fistelstimme quält sich eunuchengleich durch alle Tonleitern, und er macht ein Gesicht, als hätte er vor der Trauung eine schöne große Tüte geraucht. Ich stehe auf dem Präsentierteller neben dem Altar und drehe meinen Kopf zur Seite, sodass man nicht sieht, dass ich mir ein Grinsen nicht mehr verkneifen kann. Mein Blick fällt zwangsläufig wieder auf den Kameramann, der mittlerweile sein Gesicht hinter seiner Kamera versteckt, um nicht aufzufallen. Er ist offenbar bereits ein Stadium weiter und beißt sich kräftig auf die Lippen. Sein Brustkorb zuckt mehrfach, er bemüht sich, nicht zu lachen. »Ohoo, Heheeeeeer!«, fistelt der Pastor über dem schiefen Orgelspiel, und es beginnt, mich innerlich zu zerreißen. »Nein, nicht lachen, nicht lachen, bitteeee!« Ich schließe die Augen und schaue nach unten – wie ins Gebet vertieft. Der Organist und der Pastor intonieren mittlerweile zwei völlig verschiedene Lieder – ein ohrenbetäubender Lärm, fern jedem musikalischen Anspruch. Alles ist so unwirklich ...

»Ich komme mir langsam vor wie in Monty Pythons ›Das Leben des Brian‹ ...«

Und dann kommt er: *der* Moment. Der Mann mit der schrägen Fistelstimme – offenbar nun selbst ein wenig irritiert – singt plötzlich statt »Himmlischer Vater« ausgerechnet »Schelmischer Vater«! Ich explodierte innerlich und drehe mich schnell um. Ich zuckte wie ein Epileptiker, und Tränen schießen aus meinen Augen. Der Pastor dreht sich zu mir – wahrscheinlich hat er aus dem Augenwinkel irgendwas gesehen, was ihn stört. Ich komme mir vor wie in Monty Pythons »Das Leben des Brian« – versetzt in die Szene, in der Pilatus' Sprachfehler (»Chleudert den Purchen ssu Poden!«) die Zenturionen an den Rand des Lachtods bringt.

Ich schaue zum Kameramann und erkenne an seiner Beinhaltung, dass es ihm mittlerweile nur noch darum geht, sich hier nicht vor allen in die Hose zu

machen. Sein Gesicht sieht aus, als wäre er gerade auf einen Nagel getreten. Sein Blick bittet mich flehend an, ich möge mich umdrehen. Nein! Ich kann mich jetzt nicht wieder umdrehen. Die Augen der kompletten Hochzeitsgesellschaft sind auf mich gerichtet. Ich spüre sie im Nacken, und plötzlich wird mir klar, dass auch ich vor der Trauung besser noch mal aufs Klo gegangen wäre. Mein Lachflash wird immer schlimmer. Ich presse den Mund und die Augen zusammen und versuche die Luft anzuhalten. Es will mir nicht gelingen. Dicke Tränen laufen mir übers Gesicht, und der Kameramann schafft es nun nicht mehr, an sich zu halten. Ein lang gezogenes Wiehern aus seinem Mund zeugt davon, dass er sich nicht länger wehren konnte, und ich bin kurz davor, mir hier vor allen Leuten in die Hose zu pissen. Ein kurzer, böser Blick der Braut in Richtung Kameramann macht alles nur schlimmer. Ich überlege, einfach aufzustehen



Es ist der Moment, kurz bevor Pilatus in „Das Leben des Brian“ den entscheidenden Namen sagt und die Zenturionen mit bösem Blick darauf vorbereitet: „Chwansus Longus“...

Lied Nr. 2: Ich weiß,
dass ich ab jetzt von
mir ein Maximum
an Körperbeherr-
schung verlangen
muss.



und die Kirche zu verlassen, doch ich bin bei einer Trauung – kurz vor der Ringübergabe. Hätte ich eine Plastiktüte – ich würde sofort hineinatmen, um mich zu beruhigen ... Unendliche Minuten vergehen, in denen ich nicht weiß, ob ich nicht lieber sterben möchte. Der Kameramann presst die Lippen aufeinander, und sein Kopf gleicht der Farbe eines gekochten Hummers. Ich verstecke mein Gesicht hinter meiner Kamera und mache ein paar Bilder ... Hauptsache irgendwie ablenken!

»Ich schalte auf Autopilot um.«

Als der letzte »Ton« der Orgel verklungen ist, fühle ich mich, als wäre ich gerade mit der schnellsten Achterbahn der Welt unterwegs gewesen und befände mich nun am Ende der Bremsstrecke. Ich hab mir nicht in die Hose gemacht. Ein Wunder! Ich gebe zu, ich bin ein wenig aus dem Konzept. Gott sei Dank hab ich schon mehr als hundert Trauungen hinter mir und schalte auf Autopilot um. Jeder kurze Gedanke an das musikalische Schauspiel lässt mich jedoch innerlich erzittern. Wie der Brustkorb eines kleinen Kindes nach einem Heulkampf, vibriert auch mein Körper immer und immer wieder. Ich versuche mich wieder voll auf meine Arbeit zu konzentrieren, bis irgendwann das Unausweichliche kommt: Der Fistler hebt die Arme und richtet sich mit einem »Lasset uns singen« an die Gemeinde ...

»Herr im Himmel, warum tust du mir das an?« Mir geht nur ein einziger Gedanke durch den Kopf: Ich gehe nie wieder mit voller Blase in eine Trauung! Der Kameramann schüttelt mit dem Kopf und formt ein deutliches »Neiiiiin!« mit seinen Lippen. Ich hole tief Luft, mache dicke Backen und greife mir mit den Händen an die Schläfen. Die Lage ist ernst. Dieses Lied ist noch schlimmer. Das Tempo ist deutlich schneller, und zum schiefen Gesang und zu der falschen Orgel gesellt sich nun noch fehlendes Rhythmusgefühl. Mir wird heiß und kalt. »... denn duhu bihist soho wuhundeherbahar ...«, höre ich den Pastor nur zwei Meter von mir entfernt quietschen. Der kann sich selbst sicher nicht hören! Ich lege mein Gesicht in Falten, starre an die Decke und versuche möglichst teilnahmslos zu blicken. Mein Zwerchfell brennt, und ich bin fast ohnmächtig vor innerem Schmerz. Gott sei Dank darf ich sitzen, während sich der arme Tropf von Kameramann vor Schmerzen biegt und die Beine kreuzt. Ich hab Angst, dass der Pastor jeden Moment abbricht und uns beide von »der Bühne« schmeißt, denn unser Schauspiel ist nicht mehr zu verbergen. Stattdessen zieht er die Augenbrauen zusammen und tönt im Falsett »Oho Heherr, sei gepriesen!«

Als eine halbe Stunde später die Trauung vorbei ist, tut mein gesamter Brustkorb weh, und meine Blase hat ein medizinisches Wunder vollbracht. Ich treffe den Kameramann am Urinal. Wortlos stehen wir nebeneinander, schütteln die Köpfe und seufzen.

(Ich entschuldige mich an dieser Stelle bei allen Fotografen, die in dieser Kirche wegen uns nun nicht mehr links des Altars sitzen dürfen.)

NOTIZ AN MICH

- › Bei Trauungen sollte ich immer eine Plastiktüte dabeihaben.
- › In manchen Situationen ist es von Vorteil, wenn man beim Fotografieren auf „Autopilot“ umschalten kann ...

Funky Kugelpanoramen

Wer mit der Fotografie nicht zurechtkommt, macht Panoramen – dachte ich früher. Einfach »alles« fotografieren, was da ist, und später dann am Rechner den Bildausschnitt zurechtschneiden: fertig! Nach Bildinhalten wird sowieso nicht gefragt. Wahrscheinlich verkauft sich Panoramafotografie sogar besser als der ganze andere fotografische Kunstquatsch. Auf Fluren von Versicherungen hängen ja grundsätzlich Hafenpanoramen. In Hamburg zumindest. In Bayern sind es Zugspitzenpanoramen (Deshalb hab ich mal eins gemacht. Hat sich gut verkauft – aber nur in Bayern. Deswegen kam ich drauf.).

Da ich von der Panoramafotografie also nicht viel hielt, konnte mich erst eine ganz bestimmte Art der Panoramafotografie von sich überzeugen: Kugelpanoramen, sogenannte Little Planets. Die fand ich – seit ich sie das erste Mal gesehen hatte – total abgefahren. Und da mir ein neues Experimentierfeld fehlte, fuchste ich mich sofort rein. So ein Kugelpanorama kann – anders als die vielen anderen langweiligen Panoramen, eine komplette 360°-Rundumsicht anzeigen. Das Ergebnis wirkt einfach irgendwie »funky« und wesentlich spannender als der ganze andere Panoramakram. Mit einem Fisheye-Objektiv, das einen Bild-



„Funky Düsseldorf“: Die abgefahrne Architektur des Düsseldorfer Medienhafens ist wie gemacht für solche Spielereien.

winkel von 180° abdeckt, reicht eine Handvoll Bilder, um ein Kugelpanorama zu erzeugen. Einmal im Kreis gedreht und dabei jede Himmelsrichtung in Einzelbildern aufgenommen, 20 % überlappen lassen ... Dann noch mal eins in die Luft und eins auf die Erde – fertig! Ein Stativ mit Nodalpunktadapter hilft. Ich war allerdings immer zu geizig und hab alle meine Planeten aus der Hand geschossen. Mit ein wenig Übung geht das auch. Man muss nur darauf achten, dass man sich um das Frontglas des Objektivs dreht und nicht um die Mittenachse der Kamera. Am Ende schob ich die Fotos einfach in eine »Planeten-Software«, und der Rechner schneiderte mir daraus einen »feinen kleinen Planeten«.

Ich drehte mich an jedem noch so unbedeutenden Platz wie ein Derwisch um die eigene Achse und verwandelte die Serie anschließend am Rechner in einen Planeten. Ich war ein Fotografenastronaut, der sich auf seiner Reise durchs Universum die eigenen Planeten ausdenkt – sogar »Indoor-Planeten«. Ja, das ist abgefahren! Ich ersonn gewinnbringende Planetengeschäftsfelder, doch ehrlicherweise begann ich mich nach zwei Dutzend Planeten zu langweilen. Und außer mir begeisterte sich in meinem Umfeld niemand für Planetenfotografie. Ja, hat man es ein paar Mal gemacht, ist der Zauber dahin, und man schiebt die Unterlippe nach vorn. Bald hatte ich auch schon keine Lust mehr darauf.

Doch gelernt hab ich eine wichtige Sache: Fotos für Panoramen aus der Hand zu schießen, die sich problemlos *stitchen* (Englisch für »nähen«) lassen. Ich kann ohne weitere Hilfsmittel mehrere Bilder nebeneinander so fotografieren, dass sie sich am Ende ganz leicht am Rechner zusammenfügen lassen. Und das sollte mir eines Tages noch sehr helfen ...

NOTIZ AN MICH

- › Planeten lassen sich recht einfach mit einem Fisheye-Objektiv fotografieren.
- › Ein einfaches Weitwinkel tut es aber auch.

Die Ryan-Brenizer-Methode

War mein Einstieg in die Panoramafotografie dem coolen Aussehen der *Little Planets* geschuldet, so sollten doch meine Vergesslichkeit und ein neuer Kamerakoffer die oscarverdächtigen Hauptrollen im Film meiner Panoramen-Erkenntnisgewinne spielen. Doch alles der Reihe nach ...

Ich kaufte mir irgendwann – ob der Fülle an gutem Glas, das sich im Laufe meiner Fotografienkarriere angesammelt hatte – einen neuen schicken Kamerakoffer, in dem alle Linsen nebeneinander und schön eingebettet in sanftem Kuschelweich Platz finden sollten. Der Kofferhersteller, der offenbar eine Menge Erfahrung mit der Herstellung von Kamerakoffern hatte, versah den Schließmechanismus mit einem Code-Schloss, um ihn gegen versehentliches Öffnen betriebsfremder Personen zu schützen. Für mich eines der Kaufargumente! Ich besaß also einen neuen Koffer mit Schloss! Dieses sehr nützliche Feature am Objektivkoffer nutzt dem auf einer Hochzeit gebuchten Fotografen (mir!) allerdings nur dann, wenn dieser den zuvor eingestellten Code auch ins Gehirn eingemeißelt hat. Eine einfache Zahlenkombination hielt ich bei der Wahl der Zahlenkombination und in Anbetracht der Werte, die im Koffer schlummerten, für würdelos, und so entschied ich mich für das Geburtsdatum meines Vaters. Dachte ich jedenfalls. Doch so sehr ich vor der Kirche schwitzend vor meinem Koffer kniend darum betete, es möge wenn schon nicht der Geburtstag meines Vaters, dann doch wenigstens der Geburtstag meiner Mutter das Schloss öffnen, musste ich doch spätestens beim Geburtstag meiner Frau und meiner Kinder einsehen, dass es eine andere Zahlenkombination zu sein schien. Aus irgendeinem niederträchtigen Grund wollte mich dieses Gepäckstück vor dieser Kirche demütigen – vor allen Leuten!

»Vielleicht fällt mir der Code ja noch ein ...«

Die Trauung rückte näher, und ich musste die Ersatzkamera (die ich Gott sei Dank in einer zweiten Tasche ohne Code-Schloss aufbewahrte) einsetzen. Glück im Unglück und ein wenig Faulheit führten dazu, dass diese Kamera noch mit einem mistigen 85 mm/1,8 bestückt war. Ich hatte die Kamerakappe verlegt und in der Eile einfach das 85er draufgeschraubt, um den Sensor der Kamera

zu schützen. Aber warum in drei Teufels Namen ausgerechnet ein 85er? Wenn es wenigstens ein 50er gewesen wäre – aber ein 85er? Das Gegenteil einer Universalinse! Mit 'nem 50er hätte ich mit zwinkerndem Auge und auf einer Arschbacke gezeigt, wo der Barthel den Most holt. Doch ein 85er? Wie soll ich die Kirche von innen raumfüllend darstellen? Und erst das Gruppenfoto mit 80 Leuten! Ich muss doch gefühlte 100 Meter nach hinten laufen, um alle Leute aufs Bild zu kriegen ... Okay, erst mal nicht drüber nachdenken und loslegen. Die Trauung beginnt. Vielleicht fällt mir der Code ja noch ein ...

»Nun denn, Pirat, da musst du durch!«

Als ich also schwitzend in der Kirche sitze und dem Pastor zuhöre, erinnere ich mich an den amerikanischen Fotografen Ryan Brenizer, der mit 'nem 85er die »Brenizer-Methode« kultivierte. Er fotografierte mit einem 85 mm/1,4 bei offener Blende einfach ein ganzes Rudel Einzelbilder eines stinknormalen Motivs und fügte sie am Ende zu einem atemberaubenden Foto zusammen. Das Ergebnis sieht am Ende nicht wie ein Panorama aus, weil man statt dem 85er ja auch einfach ein 24er hätte nehmen können, was denselben Bildbereich abdeckt. Der Trick ist die offene Blende von 1,4, die das zusammengefügte Bild aussehen lässt, als hätte man ein 18 mm mit Blende 0,95 oder eine riesige Großformatkamera mit 'nem Aero Ektar vorn drauf ... Ich fotografierte also neben den Hauptmotiven auch »das große Ganze« in unendlich vielen Einzelbildern, die ich am Ende zu ein, zwei Panoramen zusammenfügen wollte.



Mein „Brenizer-Gedenkbild“ – im Computer zusammengefügt aber noch nicht beschnitten



Mit der „Brenizer-Methode“ lassen sich Perspektiven und Schärfentiefeeffekte erzielen, für die es kein Objektiv gibt.

Allerdings ist eine Trauung eine Trauung und kein Fashionshooting. Jeder Spiegelschlag meiner Vollformatkamera wurde in der großen, hellhörigen Kirche zu einem Gewehrschuss aus einer großkalibrigen Flinte. Und das 85er hat einen Bildkreis, der den Namen nicht verdient. »Nun denn, Pirat, da musst du durch, willst du dir am Ende nicht blöde Fragen gefallen lassen!« Und so drückte ich ein ums andere Mal ab und baute mir die Kirche aus gefühlten 120 Einzelbildern zusammen. Und jedes Auslösegeräusch gab mir das Gefühl, ein Tacker würde mir in den Hintern knallen ... Die fragenden Blicke der Gäste wusste ich zunächst noch mit einem gewinnenden Lächeln abzuwehren, doch als sich der Pastor mit einem zu allem entschlossenen Blick und dem Satz »Na, da hat der Fotograf doch schon 'ne Menge Material gesammelt« an mich wandte, beschloss ich, dass

ein »Brenizer« auszureichen hatte. Ich konzentrierte mich auf die üblichen Motive und versuchte mich an den Scheißcode des Schlosses zu erinnern.

Das nach der Trauung übliche Gruppenfoto lief mit der Brenizer-Methode wesentlich einfacher als gedacht. Ich begründete gegenüber den Damen und Herren meine fotografische Entschlossenheit an Auslösungen mit einem »Falls jemand die Augen geschlossen hat ...« und wurde kopfnickend verstanden. Danach hatte ich allerdings die Faxen dicke! Würde ich so weiterknipsen, hätte ich die Speicherkarte in einer Stunde voll. Und Ersatzkarten hatte ich ... Du weißt schon, wo ...

Am Ende hab ich den Koffer mit meinem Wagenheber und roher Gewalt in einer stillen Ecke auf dem Parkplatz hinter meinem Auto aufgebrochen. Meinen schönen neuen Koffer! Ich hätte genauso gut ein paar Geldscheine das Klo runterspülen können. Den würdelosen Anblick des Hochzeitsfotografen, der seinen Koffer mit einem alten Strick verschließen musste, hätte ich auch mir gern erspart. Aber im Nachhinein betrachtet, hat mir die Panoramafotografie an diesem Tag ein klein wenig den Arsch gerettet. Deshalb nehme ich mittlerweile auf jeder Hochzeit wenigstens einen »Brenizer« auf. Als Andenken sozusagen ... Allerdings nicht in der Kirche! Und Koffer-Codes stelle ich jetzt immer so ein, dass sie sich mit den Anfangsziffern meiner Telefonnummer decken. Hoffentlich vergesse ich das nicht wieder.

NOTIZ AN MICH

- › Koffer mit Zahlenschloss sind für'n Arsch.
- › Das 85er wird mit der Brenizer-Methode zum Weitwinkel.

Tilt/Shift – das neue HDR!

»Tilt/Shift? Das ist doch dieser tolle Effekt, den ich immer in der Werbung sehe, oder? Wo die Städte aussehen wie im Miniaturwunderland?«, weiß mich die fotoambitionierte Freundin beim Anblick meines neuen 45 mm/2,8 T/S-Objektivs zu fragen. Ich nicke eilig, weil ich mich nicht als Oberlehrer hinstellen und ihr auf offener Straße einen Vortrag über Scheimpflugsche Regeln halten will. Sie wäre auch schon lange am Überlegen, ob sie sich so ein Objektiv nicht auch kaufen solle oder ob Photoshop nicht ausreiche. Ich kläre sie zumindest kurz dahingehend auf, dass *Shift* mit diesem Miniatureffekt eigentlich nichts zu tun hat. »Aber sonst sieht der Bildeffekt echt klasse aus!«, entgegne ich und bin bereits überzeugt, dass jedes weitere Tilt-/Shift-Bild in den Foto-Streams dieser Welt nur der stückweisen Beerdigung dieser Technik dient.

»Retten wir das Motiv mit dem Miniatureffekt!«

Ja, die Flut von Miniatureffektbildern ist ausgebrochen! Die Schleusen sind geöffnet, und der experimentierfreudigen Avantgarde wurde der Staffelstab entrissen. Die als Miniatureffekt bekannt gewordene Schärfenausdehnung dient dem Staffelstab-Entreißer nunmehr zur Aufwertung der eigenen Unzulänglichkeit. Scheißfoto gemacht? Egal! Retten wir das Motiv mit dem Miniatureffekt zumindest noch in die »Sieht interessant aus«-Abteilung. »Huhu – ich bin Gulliver mit 'ner Kamera! Schaut mal!«

Dabei fing alles so harmlos an! Kiloschwere Fachkameras auf hölzernen Stativen quälten vor vielen, vielen Jahren den Fotografen, für den das *Tilten* und *Shiften* ein fester Bestandteil der Vorbereitung eines jeden Motivs war. Die bewegliche Objektivenebene am Ende des Faltenbalgs konnte selbstverständlich verschoben und verschwenkt werden, und für das, was man heute Miniatureffekt nennt, hätte der Meister seinen Lehrling ob der groben Nachlässigkeit geohrfeigt. Das Verschwenken (*Tilten*) der Objektivenebene diene damals eigentlich dem Zweck, eine durchgehende Schärfe einer schiefen Ebene zu erreichen, während das Verschieben (*Shiften*) der Objektivenebene der Trapezkorrektur diene – dann entstehen keine stürzenden Linien.



Strandfoto mit Tilt-Effekt: Die Inflationierung einer schönen Idee hat begonnen ...

Schauen wir uns alte Großformataufnahmen an, werden wir feststellen, dass wir nur äußerst selten sogenannte stürzende Linien finden. Der Fotograf mit der Fachkamera glich derartige optische Fehler einfach durch Shiften der Objektiv-ebene aus. Mit dem Tilten wiederum konnte der Fotograf Objekte schärfemäßig auf einer Achse verfolgen. Um zu verdeutlichen, wozu das Tilten eigentlich gedacht war, stellen wir uns eine lange Allee vor, an deren Anfang wir stehen. Wir können durch Tilten des Objektivs nun erreichen, dass die Allee bis zum Horizont scharf ist, während die Seiten linker und rechter Hand unscharf werden. Die Schärfeebene verläuft nun nicht mehr parallel zur Filmebene, sondern in einer Achse – senkrecht von der Filmebene ausgehend. So entsteht eine unendliche, auf einer Achse verlaufende Schärfe. Als die Fachkameras den Weg ins Museum fanden, entwickelten die Ingenieure Spezialobjektive, mit denen das Tilten und Shiften weiterhin möglich war: Geboren waren die Tilt-/Shift-Objektive. Leider viel zu teure Gläser, die sich jedoch herrlich zum Setzen partieller Unschärfen zweckentfremden lassen.



Ungewöhnliches Hochzeitsfoto mit Tilt-Effekt. Like!

Dabei braucht man eigentlich weder ein teures Tilt-/Shift-Objektiv noch die spätere Nacharbeit am Rechner, um den »Unschärfe-Effekt« zu erzeugen. Man kann nämlich auch einfach irgendein Objektiv vom Body nehmen, es mit der Hand vor das Bajonett halten und ein wenig hin- und herkippen: *Freelensing* nennt sich das. Macht zwar im schlimmsten Fall den Sensor schmutzig und ist ein reines Glücksspiel, aber zum Spaß zwischendurch kann man's ja mal ausprobieren.

Irgendwann Anfang des neuen Jahrtausends entdeckten Marketing-Sesselfurzer die Möglichkeiten der Tilt-/Shift-Objektive und setzten sie für ihre Zwecke ein. Hallo Miniaturwunderland – adieu Spielerei! Mittlerweile ist Tilten so beliebt wie HDR und als Voreinstellung in jeder halbwegs vernünftigen Kompaktkamera zu finden. Und wir wissen alle, wo das endet: Onkel Heinz wird mit der Menüführung seiner Kompaktkamera überfordert sein und nicht wissen,

wie er den Miniaturwunderland-Effekt wieder abschaltet. Deshalb wird er so weiterknipsen und irgendwann wieder am Tresen des Elektronik-Fachmarkts stehen, wo er das Ding gekauft hat. »Alles unscharf!«, wird er sich beschweren und Gewährleistung fordern, während ihm der arme Fotofachverkäufer eine Rede über Kreativfilter halten wird. Ja! Zu allem Überfluss nennen die Kamerahersteller ihren künstlich erzeugten Miniatureffekt auch noch »Kreativfilter«! Und wann setzen die Leute den Kreativfilter am liebsten ein? Meistens dann, wenn sie unkreativ sind und mit anderen Filter-Effekthaschereien nicht weiterkommen, was wiederum dazu führt, dass vor allem Doofmannsmotive getiltet werden. Und nichts auf der Welt vermag die Bildoptik mehr abzuwerten als eine Schwemme von Doofmannsmotiven mit partieller Unschärfe. Arschgeweih ... Du verstehst?!

Ja, die Tilt-/Shift-Inflation kam schneller, als mir lieb war. Trotzdem hab ich die Phase für mich noch nicht abgeschlossen. Ich schraub das Glas nach wie vor gern drauf! Vor allem dann, wenn mir beim Anblick einer Location eine Steigerung des Attributs »furchtbar« notwendig erscheint und sonst nichts mehr geht. Doch ich gehe fest davon aus, dass auch damit bald Schluss ist. In der Inflation muss man irgendwann auf andere Güter setzen. Vielleicht wird ja bald mal der Digitalkameralook total modern. Dann wäre ich jetzt schon Avantgarde.

NOTIZ AN MICH

- › Ich sag nie wieder Miniatureffekt!
- › Es heißt „Tilten“.
- › „Kreativfilter“ machen unkreativ.
- › Freelensing macht den Sensor schmutzig,

Fotografisches Wettrüsten





Kameraklassen und das Lächeln der Fotografie

Es gibt nach meinem Dafürhalten ebenso »Großformatmotive« oder »Mittelformatmotive« wie es »Knipsmotive« gibt. Es gibt Motive, für die sich eine Lomo anbietet, und solche, bei denen ich mit einer Lochkamera zu Felde ziehen möchte. Doch bevor man derlei Fantasien entwickelt, ist ein Pfad zu beschreiten, der über das technische Verständnis der verschiedenen Kameraklassen hinausgeht. Zunächst beginnt der eigene fotografische Werdegang mit kleineren Kameras gängiger Formate. An die verschiedenen auf dem Markt befindlichen Kameraklassen verschwendet man in dieser Frühphase zunächst wenig Gedanken. Wozu auch? Man bündelt seine Fantasie und das eigene überschaubare Wissen auf seine eigene Kamera – meist »Bridge« oder »Spiegelreflex« – und marschiert kühn und ohne Zweifel in die fotografische Zukunft. Zumindest so lange, bis die gewählte Kamera mit der eigenen Entwicklung nicht mehr mithalten kann und man mit seinen fotografischen Ideen aus allen Nähten platzt.

»Wo mache ich weiter? Was kann und sollte ich mir überhaupt leisten?«

Doch öffnest du diese Tür auch nur einen Spalt, blinzelt dir aus jeder Ecke eine andere Schönheit zu, und du stehst vor einem reichhaltig gedeckten Buffet an Möglichkeiten. Du hörst Begriffe wie Kompakt-, Bridge-, Crop-, Kleinbild-, Spiegelreflex-, Messsucher-, Sofortbild-, Mittelformat-, Großformat-, Laufboden- oder Fachkamera und versuchst diese für dich zu sortieren. Was ist der nächste Schritt? Wo mache ich weiter? Welche Kameraklasse ist ein Gewinn für mich? Was kann und sollte ich mir überhaupt leisten? Die richtige Antwort auf all diese Fragen ist ebenso einfach wie dämlich und in einem einzigen Satz formuliert: Der Mensch ist in der Lage, mit einer 20-€-Sofortbildkamera ausstellungsreife Fotos zu machen und mit einer 30.000-€-Mittelformatkamera totalen Mist zu fotografieren, den keiner sehen will. Was ich damit sagen will: Die Art und Intensität der Auseinandersetzung des Fotografen mit seinen Mitteln und dem Ergebnis bestimmt letztlich darüber, wie es weitergeht. Wozu sollte ich eine

schwere Fachkamera mit ebenso schwerem Stativ mit mir herumschleppen und einen Riesenaufwand betreiben, bis ich das Foto am Ende zu Gesicht bekomme, wenn ich mit einer kleinen Kompaktkamera das gleiche Motiv total einfach ablichten kann? Nun, es gibt möglicherweise Gründe dafür, denn sonst würde eine Vielzahl von Fotografen nicht den mühevolleren Weg wählen. Kenntniserwerb ist eines der möglichen Argumente, doch auch qualitative und künstlerische Unterschiede beim Ergebnis sprechen für die Lust an der Unbequemlichkeit.

Nach meiner digitalen Crop- und Kleinbild-Spiegelreflex-Phase begann ich mich für das analoge Mittelformat zu interessieren. Ich hatte in meiner frühen Jugend bereits mit einer russischen Faltenbalg-Mittelformatkamera erste Erfahrungen gesammelt, bin jedoch später aufs bequeme Kleinbild umgestiegen, um danach – mit dem Start des digitalen Zeitalters – sofort ins digitale Lager zu wechseln. In meiner Welt gab es über 20 Jahre lang keinen vernünftigen Grund, jemals wieder einen Mittelformatfilm zu belichten. Was also veranlasste mich,



*Ich liebe den morbiden Charme von
6x6-Aufnahmen.*

wieder auf diese Zeitreise zu gehen? Mich faszinierte der morbide Charme alter 6×6-Aufnahmen, hatte mich jedoch gleichzeitig an den hilflosen Versuchen der *Digital Natives* sattgesehen, diesen Charme mittels Software nachzuäffen. Ich wollte den künstlerisch anspruchsvolleren Weg gehen und dabei verstehen, worauf der Charme dieser alten Aufnahmen gründet. Ich bin definitiv ein Fan des Mittelformats! Allein das quadratische 6×6-Format bietet eine Menge Vorteile: Es gibt weder Hoch- noch Querformat, und eine Aufnahme kann allein durch dieses quadratische Format an Ausdruck und Aussage gewinnen. Doch auch die beiden anderen Mittelformate (4,5×6 und 6×7) sind ein Augenschmaus und fühlen sich für mich wahnsinnig kraftvoll an.

Die entschleunigte Art zu fotografieren begann ich zu lieben, wenngleich dieses Argument nicht kameraseitig, sondern aufseiten des Fotografen zu suchen ist. Die Anschaffungskosten meiner ersten Mittelformatkamera – einer Rolleicord – nebst einer Handvoll Filmen beliefen sich gerade mal auf die Hälfte einer vernünftigen Kompaktkamera. Das Totschlag-Argument »teuer« zieht hier also nicht wirklich. Ich beschäftigte mich mit den verschiedenen Filmtypen, experimentierte herum und begann die Filme zu Hause selbst zu entwickeln. In der Auseinandersetzung mit Kamera und Motiv machte ich Entdeckungen, die mir sonst möglicherweise verwehrt geblieben wären, die mich jedoch ein erhebliches Stück in meiner fotografischen Entwicklung nach vorn brachten. Natürlich erlebte ich dabei herbe Rückschläge, doch bin ich dankbar und stolz, diese Entscheidung getroffen zu haben. Ich konnte dabei mehr über Fotografie lernen, als ich aus Büchern je hätte erfahren können.

»Großformat ist Anarchie!«

Bereits nach zwei Jahren analogen Mittelformats wurde mir »die Bude zu eng«, und mich düstete es nach der Königsklasse: Großformat. Es war, als ob ich ein neues, spannendes Buch zum ersten Mal in der Hand hielt, und ich betrachtete es unter der Bettdecke gebannt im Schein des Taschenlampenlichts. In der Großformatfotografie verabschiedete ich mich von der spontanen Fotografie und tauchte ein in die Konzeptfotografie – eine völlig andere Herangehensweise. »Großformat ist Anarchie!«, warf mein Analog-Dealer bereits beim ersten Gespräch über mein Ansinnen des Formatausflugs ins Rennen, und bald schon



Mit meiner Graflex-Großformatkamera verabschiedete ich mich von der Spontanfotografie und tauche ein in die wunderbare Welt der Konzeptfotografie.

wusste ich warum. Nichts ist starr – alles geht! Und alles ist im Vergleich zum Rest anders – Königsklasse eben.

Die Filmebene ist ebenso beweglich wie die Objektivebene und kann in alle Richtungen gedreht und geschoben werden. Die Lichtmessung ist ein Fall für sich, und man fotografiert nicht mehr durch den Sucher blickend, sondern neben der Kamera stehend – bei Porträts somit *face to face* zum Protagonisten. Allein dieser Umstand war für mich ein gewaltiger Schritt nach vorn, denn ich lernte dabei, dass der Einfluss des Fotografen auf das Model eine viel größere Rolle spielt als von mir angenommen. Wenn der Fotograf und nicht das Model performt, kann das Ergebnis vielschichtiger und ausdrucksstärker sein als aus der Beobachterposition heraus. Mehr noch: Die Regeln des Großformats erdeten mich anfänglich ein gesundes Stück und zwangen mich zum Nachdenken. Eine Großformatfotografie musste ich mir bereits vor dem Auslösen erarbeiten, und dieser Prozess begann für mich im Kopf und nicht im Bauch. War ich



Hamburg, Kehrwieder, fotografiert
auf 4x5 Ortho 25

als Reportagefotograf gewohnt, sekundenschnell auf mein Motiv zu reagieren und die Kameraposition permanent in Bewegung zu halten, erlaubte mir die Großformatfotografie nichts von alldem. Dafür begegneten mir Begriffe wie Lichtspreizung und Scheimpflug sowie ein unendliches Feld an Möglichkeiten. Erst mit der Großformatfotografie beschäftigte ich mich ausführlich mit Licht. »Licht zu sehen«, es zu führen sowie Lichtmenge und Lichtqualität einschätzen zu können waren für mich in dieser Klasse von weitaus größerer Bedeutung, als es bei der bis zu diesem Zeitpunkt von mir betriebenen Fotografie der Fall war.

»Es gibt Kameras, die dich auf den Weg deiner Erkenntnisse führen.«

»Ein Foto ist ein Film und umgekehrt« – allein diese ganz kleine Regel des Großformats als Segen zu betrachten ist ein Schritt im Kopf, den man zu gehen bereit sein muss. Und als ich ihn ging, achtete ich bewusster auf Momente. Ja, es gibt Kameras, die dich auf den Weg deiner Erkenntnisse führen. Nicht zwingend bei jedem, doch habe ich diesen Weg für mich gewählt. Und der Weg hat mir Geschichten erzählt: schöne Geschichten, rätselhafte Geschichten und Geschichten von großen Siegen, aber auch von vernichtenden Niederlagen.

Ein schöner Frühlingmorgen. Das Licht quält sich durch den Frühnebel des Kehrwieders im Hamburger Hafen. Ich entdecke es – ein Großformatmotiv in endlosen Graustufen. Hereinspaziert, liebes Motiv – dies ist mein Herz! Ich nehme dich mit, ohne dich jemandem wegzunehmen. Ein Moment, nur 1/60 sek lang, bleibt nun immer bei mir ... und fast war es so, als spürte ich das Lächeln der Fotografie.

NOTIZ AN MICH

- › Sich durch alle Kameraklassen durchzukämpfen steigert die fotografische Lernkurve enorm.
- › Es scheint mir so, als schlage ein Motiv die Wahl der Kamera vor ...

Die richtige Kamera ist die falsche

Herrje, was hab ich an Geld in Kameras geblasen! Crop, Kleinbild, Mittelformat, Großformat, digitale, analoge ... Und dabei vereint sie doch alle ein und derselbe Zweck: Fotos zu machen! Warum es unbedingt die eine oder die andere Kamera in meiner Sammlung sein musste, hab ich meist am Tag der Anschaffung wieder vergessen. Mein »Haben-will-Gen« setzt immer wieder meinen Verstand außer Gefecht und öffnet das Portemonnaie. Bei meinen analogen Schätzchen kann ich mir den Spaß am Fotografieren zumindest durch den Charme der Reduktion schönreden, bei einigen anderen weiß ich bis heute nicht, was ich mit ihnen will. Ich schaue sie mir gern an und hole sie immer mal wieder auf ein paar Bilder aus dem Regal. Bei einigen mag ich das Auslösegeräusch, bei anderen hingegen mag ich, dass fast kein Auslösegeräusch zu hören ist ... Möglicherweise bin ich ein Fall für den Therapeuten – meine Frau rät mir beim Anblick meines Kameraschranks zumindest öfter mal zu einem Besuch des selbigen.



Meine leichte Begleiterin im 6x6-Format:
Rolleiflex T mit einem Tessar 75 mm/f3,5



Blödsinnige Schwarzweißexperimente, die
offenbar nur mich glücklich machen:
„Große Freiheit auf abgelaufenem Film“

Im Laufe der Jahre haben sich drei Kameraklassen bei mir herauskristallisiert: Die, mit denen ich arbeite, die, mit denen ich fotografiere, und die, die ich mit auf eine einsame Insel nehmen würde. Ich bin beruflich die meiste Zeit als Reportagefotograf unterwegs und brauche ein Maximum an verfügbarer Lichtstärke und Geschwindigkeit. Deshalb versorge ich mich für meinen Beruf mit Equipment, das mir in dieser Hinsicht ein Maximum an Reserven bietet: Geballte ISO-Power mit licht- und abbildungsstarken Festbrennweiten sind mein Allradjeep mit Reservekanister. Ich habe keine Lust, mich ständig mit der Technik auseinanderzusetzen zu müssen und permanent das technisch »Machbare« im Nacken zu spüren. Ich möchte mich einfach nur zu 100 % auf das Fotografieren konzentrieren und mein Ziel im Auge behalten: mich und meinen Auftraggeber glücklich zu machen. Mein Assistent hingegen applaudiert bei derlei Entscheidungen nur einhändig: Dicke Kamerabodys und jede Menge schweres Glas erfordern

eine austrainierte Rückenmuskulatur und den schnellen Blick auf das wohlsortierte Konvolut.

Wenn ich allerdings »bei mir bin« und mich als Privatmensch mit Fotografie beschäftige, möchte ich mir das fotografische Ergebnis hart erarbeiten und verzichte auf alle digitalen Annehmlichkeiten. Woher dieser unsinnige Quatsch kommt, kann ich nicht mal sagen. Ich hab einen Wahnsinnsspaß dabei, mich mit Aufnahme- und Kameratechnik selbst zu kasteien und die Sinnhaftigkeit einer jeden Aufnahme zu hinterfragen. Dabei bin ich gern unterwegs und lege über Stunden einige Kilometer an Strecke zurück. Diese Art der Auseinandersetzung holt mich ebenso runter, wie sie mich weiterbringt, und sie versetzt mich in einen Zustand der Tiefenentspannung. Besonders erfolgreich stellen sich mir alte analoge Kameras mit Festbrennweiten – wie meine Rolleiflex T – in den Weg: 75 mm Mittelformat-Festbrennweite mit 3,5 Eingangsblende und hakeligen längeren Zeiten auf abgelaufenen Filmen, deren Ergebnis mitunter ein Glücksspiel ist, sind das Minimum an Herausforderung. Meist stelle ich mir mit diesem löchrigen Kutter die Umsegelung eines gefährlichen Kaps bei Sturm als Aufgabe. So vermeide ich es mit allen Mitteln, mich zu langweilen, und zwingen mich, jedes Motiv eingehend zu prüfen und mich mit ihm auseinanderzusetzen. Mitunter komme ich dann überstolz und mit wild wedelnden Armen aus der Dunkelkammer, halte meiner Frau das Ergebnis eines blödsinnigen Experiments unter die Nase und bin ob der ausbleibenden La-Ola-Wellen dann furchtbar enttäuscht. »Ach, du hast doch keine Ahnung!«

Und dann bleibt da die Kamera, die ich mit auf eine einsame Insel nehmen würde ...



NOTIZ AN MICH

Ich muss mal zum Therapeuten ...

Mein Inselproblem

Ich bin irgendwann mal gefragt worden, welche Kamera ich mit auf eine einsame Insel nehmen würde. Mit dieser Kamera sollte ich mein Leben auf der Insel bis zur Rettung nach ungewisser Zeit festhalten und erzählen, was mir widerfahren ist. Ich hasse den Menschen, der mich irgendwann mit dieser Frage belastet hat. Er hat es nicht verdient, an seinem Geburtstag in irgendeiner Weise bedacht zu werden. Allerhöchstens mit einer Abhandlung über die von mir angestellten Überlegungen – als Strafe! Ja, es ist mein schlimmster Albtraum, solche Entscheidungen treffen zu müssen! Dennoch stelle ich mich – meist vor dem Einschlafen – dieser Aufgabe und stelle Konzepte auf, die ich am nächsten Tag wieder verwerfe.

»Vor meinem inneren Auge sah ich mich mit meinem Reisezoom im Sumpf versinken ...«

Zunächst war eine vollmechanische Kleinbildkamera mit einer Handvoll Filmen meine erste Überlegung, doch welche Brennweite? Ein Reisezoom mit einem großen Brennweitenbereich! Klar! Am nächsten Tag überwarf ich mich mit dieser Idee. Ein Reisezoom? Gott, wie einfallslos, albern und naheliegend. Hey, ich bin Robinson auf einer einsamen Insel, muss mir mein Essen selbst fangen und vor wilden Tieren weglaufen, im Sand übernachten und durch Flüsse waten. Vor meinem inneren Auge sah ich mich mit meinem Reisezoom im Sumpf versinken, womöglich noch mit so einem bescheuerten Kameragurt um den Hals, auf dem der Name des Herstellers steht. Am Ende findet man meine Leiche nach Jahren und beerdigt mich als liebenswerten Deppen, der ein Reisezoom mit auf eine einsame Insel genommen hat. Die Fotografenwelt hätte was zu schmunzeln, und diese Geschichte würde von Generation zu Generation weitergetragen. Reisezooms würden sich immer schwieriger verkaufen, und ich wäre am Ende schuld daran. Diese Schmach möchte ich mir gern ersparen.

Nein, so eine kleine Knipse würde völlig ausreichen. Am liebsten so eine winzige Rollei 35. Oder noch besser: eine Konica Hexar mit dem legendären 35 mm/2,0 – ja, das hätte zumindest Klasse! Ach ne, die Hexar ist nicht vollmechanisch ... wenn die Batterie alle ist, ist auch Schluss mit Fotos. Okay, vielleicht

Etwa so wird meine analoge Reisebericht-erstattung aussehen: Großformataufnahme auf einem ca. 30 Jahre alten Kodak-Farbfilm.



lieber so 'ne schicke Zeiss Ikon mit 'nem superscharfen 35er. So ein lichtstarkes 35er ist ein geiles Allrounder, und der Messsucher ist superleise und unauffällig. Und Zeiss Ikon ist endcool! Ich stellte mir vor, wie ich nach meiner Rettung – viele Jahre später – eine Fotoausstellung eröffnete, in der meine Aufnahmen auf 2-Meter-Alu-Dibond gezeigt werden würden. »Cast Away« in echt, mit 35er-Brennweite auf Kleinbild. Zeiss würde dann die »Goldene Ikon« überreichen und mich zum Ehren-User am Bande machen oder so.

»Das Maximum an Coolness wäre eine Großformatkamera mit einer begrenzten Anzahl an Filmen.«

Ein paar Überlegungen und schlaflose Nächte später entschloss ich mich, dass das Kleinbildformat zwar praktisch, jedoch für die Masse an Zeit, Vielzahl an Eindrücken und vor allem den beeindruckenden Motiven ein würdeloses Format sei. Die spätere Ausstellung wäre sicherlich inhaltlich interessant, bliebe aus fotografischer Sicht jedoch weit unter den Möglichkeiten. Nein! Das Maximum an Coolness wäre eine Großformatkamera mit einer begrenzten Anzahl an Filmen. Ich würde mir immer ganz genau überlegen müssen, ob das Motiv nun wirklich soooo lohnend und festhaltenswert wäre. Außerdem hätte ich endlos Zeit, mich mit jedem Motiv auseinanderzusetzen, könnte alles in Ruhe ausrichten, einstellen und dann auf den perfekten Moment und das perfekte Licht warten. Das Ergebnis wäre wirklich die goldene Essenz – die königliche Krönung – die Piemont-Kirsche auf der Torte – Wahnsinnsaufnahmen, die um die Welt gingen. Eine Sonderausgabe der GEO wäre das Mindeste!

Vielleicht würde ich auch nur eine Serie von Selbstporträts machen – im Großformat, wow, wie geil! Man könnte genau sehen, wie ich abgenommen habe und meine Haut durch die Sonne gegerbt wird, wie mein Haar und mein Bart immer länger werden. Vielleicht jedes Jahr eine Aufnahme – detailreich und mit diesem unsagbar genialen Großformatcharme. Hm, Stopp! Ich weiß ja nicht, *wann* man mich rettet ... Zusätzlich zu jedem Motiv müsste ich »filmpokern«. Am Ende mache ich nur zwei Aufnahmen ... Mist, das reicht dann natürlich nicht für eine Ausstellung. Ich komme nach meiner Rettung mit *zwei* Großformataufnahmen nach Hause ... Gott, wie peinlich! Okay, dieses Konzept scheint auch nicht aufzugehen ...

**»Und dabei hab ich mich noch nicht mal
für einen Film entschieden!«**

Vielleicht die goldene Mitte, also Mittelformat. Mit meiner geliebten doppeläugigen Rolleiflex auf einer einsamen Insel. Sie ist extrem leicht und macht super Aufnahmen. Hm, aber die 75 mm sind wiederum für Landschaftsaufnahmen nicht wirklich geeignet ... Ich hätte da noch 'ne leichte Bronica mit Weitwinkel – ach Mist, die ist auch nicht vollmechanisch. Dann die Hasselblad. Hm, zu schwer ... Okay, Stopp! Alles auf Anfang! Huäääh! Ich kann nicht mehr ... Und dabei hab ich mich noch nicht mal für einen Film entschieden! Schwarzweiß? Farbe? Dia? Es ist schon spät! Ich ziehe meine Bettdecke über den Kopf und versuche mich abzulenken. Dumdidum. Die besorgte Frage meiner Frau, ob mit mir alles in Ordnung sei, beantworte ich lieber nicht. Sie würde es eh nicht verstehen. Hatte ich eigentlich schon eine selbst gebaute Lochkamera in meine Überlegungen mit einbezogen?

Am nächsten Morgen beim Frühstück sage ich zu meiner Frau: »Ich werde definitiv nie, nie mit einem Schiff fahren. Merk dir das!«

NOTIZ AN MICH

Vielleicht sollte ich mal eine Testinsel suchen?!

Liebe Fotografie,

ich gebe zu: Ich bin ein Equipment-Nerd. Mir ist es wichtig, dass ich qualitative Reserven bilde und möglichst alle Brennweiten in der Tasche habe. Und nicht nur das: Die Brennweiten bitte schön alle als lichtstarkes Zwo-Achter-Zoom und als Festbrennweite mit sanften 14 ... Jaaha – das macht Spaß! Eine Crop-Cam, eine Vollformat-Cam, ein paar analoge Kameras (Kleinbild, Mittelformat, Großformat), dazu jede Menge Reflektoren in groß, mittelgroß und klein und ein Makro (ist wichtig) und ein Tilt (wegen der Effekte).

Lichtformer hab ich auch 'ne Menge: riesige Softboxen und kleine Softboxen, runde und eckige ... Und einen Dish ... Und Blitze dafür: Studioblitze, Kompaktblitze. Der Kram muss auf verschiedene Fototaschen aufgeteilt werden, weil der sonst nicht zu tragen ist ... Und ja: Ich bin Besitzer von wenigstens zehn Fototaschen und Koffern in verschiedenen Farben und Größen.

Mir fällt es zunehmend schwerer, den ganzen Kram vor mir selbst zu rechtfertigen. Ich will endlich wieder Fotos machen und keinen Krieg führen! Wozu hab ich eigentlich diese ganzen Scheißblitze? Wenn ich mir meine eigenen Lieblingsfotos so ansehe, dann war der ganze Mist für keines der Fotos irgendwie von Belang. Mag sein, dass sich der eine oder andere deiner Schützlinge schon länger von dem Gedanken gelöst hat, alles haben zu müssen. Ich bin gerade jetzt an dem Punkt. Ist auch nicht schlimm,

oder? Ich denke, dass dies ein Teil meiner fotografischen Entwicklung ist, den ich nun abgeschlossen habe. Mir ist gerade danach, alles wieder schön aus der Tasche herauszuholen und mich auf ein, zwei Linsen zu beschränken. Jede Brennweite mit jeder erdenklichen Blende zu nutzen ist sicherlich ein lieb gewonnener Luxus, doch bleibt die Herausforderung auf der Strecke. Ich predige permanent, die eigene Komfortzone zu verlassen, um bessere Fotos zu machen, doch befinde ich mich nicht selbst mittendrin? Ich will raus!

Noch scheue ich mich davor, den ganzen Kram in der Bucht schwimmen zu lassen. So weit bin ich noch nicht, doch möglicherweise kommt irgendwann der Tag. Und wenn er nicht kommt, ist es auch nicht schlimm. Doch zunächst muss ich ehrlicherweise einen Satz formulieren, den ich irgendwie vor mir hergeschoben habe: Ich bin satt! Mahlzeit!

Dein Stilpirat



**Jede Erkenntnis führt
zu zwei neuen Fragen ...**





Augen öffnen

Ich liebe die Geschwindigkeit und den Überfluss der digitalen Fotografie. Sie gibt mir die Möglichkeit, sehr schnell und spontan zu fotografieren. Die intuitive Auseinandersetzung mit dem Motiv lässt mir die Freiheit, sehr viele Dinge in kürzester Zeit auszuprobieren, und – yeehaw! – ich mache davon reichlich Gebrauch. Die digitale Fotografie war mein Lehrmeister. Das sofort sichtbare Resultat dynamisierte meine Lernkurve, und ich bin mir sicher, dass ich dadurch einen Haufen Zeit gespart habe.

Ja, ich hab ihr viel zu verdanken, und ich verdiene mein Geld mit ihr. Spontanfotografie – genau mein Fahrwasser – passt zu mir! Alles gut, könnte man meinen – läuft! Das Schiff ist im sicheren Hafen. Doch dafür wurden Schiffe nicht gebaut. Ich wollte fotografisch in Bewegung bleiben und war auf der Suche nach Herausforderungen, als sich mir die Großformatfotografie in den Weg stellte. Warum tue ich mir das an? »Spontan den Moment festzuhalten« ist mit dem Ungetüm einer Großformatkamera ein absolut lächerlicher Gedanke. Das Großformat zwang mich, überlegt und konzeptionell vorgehen. Mehrpunkt-Lichtmessung, Aufbauen und Ausrichten der Kamera, Fokussieren – da geht schon mal ein Tässchen Kaffee ins Land. Genug Zeit, um sich mit seinem Motiv auseinanderzusetzen. Und genau in diesem Punkt veränderte die Großformatfotografie meine Art, zu fotografieren. Ich kann mich genau an diese Aha-Situation erinnern. Ich hatte einen Großformat-Workshop gebucht und sollte einen der anderen Teilnehmer porträtieren. Es war gelinde gesagt ein Desaster! Plötzlich stand ich – bedingt durch den Drahtauslöser – neben der Kamera und nicht wie sonst dahinter. Der Porträtierte konnte mich also nun genauso gut sehen, wie ich ihn – »Aug in Aug«.

**»Hilflos drückte ich irgendwann auf den Drahtauslöser
und schoss das belangloseste Porträt ever!«**

Ich hatte mir vorher noch nie Gedanken darüber gemacht, dass man sein Gesicht als Fotograf während des Fotografierens ja eigentlich immer hinter der Kamera »versteckt« – Blickkontakt ist dadurch unmöglich. Doch nun stand ich hier, von Angesicht zu Angesicht, und sollte mit den Augen »flirten« und »einen

Moment aufbauen«. Ich sollte meinem Gegenüber durch Heben und Senken der Stimme Aufmerksamkeit im Blick abringen, sollte bei ihm durch das Schenken eines Gedankens eine bestimmte Mimik erzeugen ... Darauf war ich nicht vorbereitet, weil ich so noch nie fotografiert hatte. Ich stand hilflos in der Gegend rum. Ich kam mir irgendwie überflüssig vor, weil ich nichts zu tun hatte. Perspektive, Fokus etc. hatte ich ja bereits vorher eingestellt. Meine Fotografieren-Tätigkeit wurde hier plötzlich auf das Auslösen mittels Drahtauslöser reduziert. War ich unterfordert? Normalerweise tanze ich mit der Kamera um meine Protagonisten herum und fokussiere und knipse und schneide ... Und überlasse sie dabei aber auch weitestgehend sich selbst. Aus heutiger Sicht finde ich das völlig daneben.

Ich stand nun also auf diesem Workshop neben einem Ungetüm von Kamera und wurde von meinem Motiv angegrinst. Hilflos drückte ich irgendwann auf den Drahtauslöser und schoss das belangloseste Porträt *ever!* Hm, alles falsch gemacht, was geht. Ich fotografierte meinen Protagonisten irgendwo zwischen zwei Gedanken, mit einem völlig hilflosen Bildschnitt und einer dilettantischen Überbelichtung. Wenigstens konnte ich das Foto dank Sofortbildtechnik direkt im Anschluss analysieren. Mein Urteil: Grottiger kann man nach ein paar Jahren

Mein erstes Großformatfoto: Grottiger hab ich nicht mal ohne Ahnung fotografiert.





Ein Jahr nach meinem ersten (und vergeigten)
Großformatfoto sehen meine Ergebnisse schon
etwas anders aus ...

Fotografen-Karriere nicht fotografieren. Und meine zweite Chance gab's erst ein paar Minuten später – nachdem wieder alles eingestellt, gemessen und geprüft war. Ich sollte jedoch daran denken, meinen Protagonisten in dieser Zeit bei Laune zu halten – wegen der Aufmerksamkeit. Ich entschuldigte mich zunächst und kehrte dann in mich.

Ich hab aus einer Situation noch nie so viel gelernt wie aus dieser. Ein konkretes Konzept von dem zu haben, was man fotografieren will, und das Ergebnis bereits vor dem Auslösen vor dem inneren Auge zu sehen schien mir bisher als zu verkopft. Ich hatte bisher immer alles spontan und intuitiv erledigt. Und

das funktionierte für mich. Ich hatte noch nie »Aug in Aug« an meinem Motiv ein fotografisches Ergebnis erarbeitet – allein durch meine Konversation, Gestik oder Mimik. Auch Motivskizzen und ähnlichen Firlefanz hatte ich mir bisher immer erspart. Ich hatte immer »gewartet«, dass etwas Spannendes passiert und es dann im richtigen Moment eingefangen. Klappt auch – manchmal. Doch plötzlich schien mir diese geplante Herangehensweise wesentlich logischer. Ich hasse ja das Wort »ergebnisorientiert«, weil es kaum noch Platz für Kreativität lässt.

»Die Großformatfotografie zwang mich in die Knie und öffnete mir gleichzeitig die Augen.«

Ich habe an diesem Tag begriffen, dass ich allein als Fotograf für die Geschichten im Bild verantwortlich bin. Ich bin derjenige, der die Mimik des Protagonisten beeinflusst, und zwar deshalb, weil ich der Fotograf bin und dies mein Teil der Aufgabe ist. Ich bin derjenige, der zu »performen« hat. Ich bin derjenige, der das Motiv »öffnet«, mit ihm redet ... Ich kann durch einen positiven Gedanken, den ich in den Kopf des Protagonisten pflanze, eine Stimmung erzeugen, traurige Augen glücklich machen, Spannung aufbauen. Und ich wurde wieder einmal darin bestätigt, dass Fotografie viel mehr ist, als die Technik zu beherrschen. Die Großformatfotografie zwang mich am ersten Tag unserer Beziehung zwar fotografisch in die Knie, doch öffnete sie mir gleichzeitig auch die Augen. Und zwar weit.

Ich liebe die Geschwindigkeit der digitalen Fotografie. Aber noch mehr liebe ich es, mal ein paar Schritte nach hinten zu treten und mich zu hinterfragen. Manchmal bekomme ich dann sogar Antworten.

NOTIZ AN MICH

Kommunikation ist das wichtigste Instrument
des Porträtfotografen.

Hammeren Fry, wie oft willst du mein Herz brechen?

Es gibt Aufnahmen, die wollen partout nicht auf die Welt kommen, und ich behaupte, die Aufnahme, von der ich dir berichten will, hasste mich!

Alles begann neulich im Urlaub auf Bornholm: Ich bin im Auto unterwegs, um Großformatmotive zu finden. Ich fand, es wäre doch mal etwas völlig Verrücktes, einen Leuchtturm im Großformat aufzunehmen, während die Sonne untergeht und das Licht am Leuchtturm gerade angegangen ist. Ich schlepe also meine Großformatapparatur einen beschwerlichen Berg hinauf, baue mich auf und warte auf den Sonnenuntergang. Nach zwei Stunden des Lauerns kommt auch schon ein Wanderer und eröffnet mir, der Leuchtturm sei stillgelegt. Wie ich ihm so zuhöre, bemerke ich, dass ich mich offenbar in Schafscheiße gesetzt habe und der Sonnenuntergang sich gerade hinter den Wolken verabschiedet. Auf Wiedersehen!

»Schönster Großformat-Anfängerfehler: Filmkassette nicht beschriftet!«

Ein zweiter Versuch, ein paar Tage später: Ich baue mich wieder auf und will den Leuchtturm fotografieren, als ich den schönsten Großformat-Anfängerfehler bemerke, den es gibt: Filmkassette nicht beschriftet! Woher ich jetzt wissen soll, in welcher Kassette der Schwarzweißfilm und in welcher der Farbfilm ist, ist mir schleierhaft. Ich entscheide mich blind für irgendeine und belichte die beiden Kassetten (jeweils zwei Filme) mit ISO 100. Der Sonnenuntergang ist zwar um einiges langweiliger als der bei meinem ersten Versuch, doch hab ich nicht die Muße, mich ein drittes Mal daran zu versuchen.

Ein wenig frustriert kehre ich heim, nur um dort festzustellen, dass sich die Schieber einer Kassette gelöst haben und den Film freigeben. Anfängerfehler Nr. 2. Na ja, zumindest weiß ich jetzt, in welcher Kassette der Schwarzweißfilm

war. Die noch verbliebene Kassette hüte ich den Rest des Urlaubs wie mein eigenes Ei.

Gestern nun wollte ich den Leuchtturm entwickeln. Ich starte meine Farbentwicklung, um im nächsten Moment festzustellen, dass der Deckel der Entwicklerdose offenbar nicht so richtig passt und mir ein Drittel der Suppe schön an der Seite wieder rausgelaufen ist. Nicht nur die Hose versaut, sondern auch der Fußboden und na ja ... der Film ist auch hin. Denn nun reicht der Entwickler nicht mehr ganz bis zum Deckel. Und Kippentwicklung schließt sich bei dem Mistdeckel von selbst aus. Ich mache stur weiter – so, als wäre nix passiert –, bis zum grandiosen Ergebnis: zwei halb entwickelte Großformatnegative des gleichen Motivs. Eines oben nicht entwickelt, das andere unten nicht. Glück im Unglück! Kann ich in Photoshop wieder zusammenbauen ...



Es ist aber nicht so, als wäre der Scheiß damit beendet gewesen: Die Uraltlizenz von SilverFast in der virtuellen Windows-Umgebung meines Macs startet nicht, da sich das Betriebssystem plötzlich komplett zerschossen hat! Auch ein zweistündiger Sitzungsmarathon mit meiner Tochter auf dem Schoß hilft nicht. Und so fühle ich mich dazu veranlasst, mir eine frische Mac OS X-Version für 119 € zu kaufen. Da jedoch der SilverFast-Shop darauf besteht, meine Kreditkarte nicht zu akzeptieren und ich bereits Zuckungen im linken Auge habe, nehme ich die Zweitkarte meiner Frau. Auf beide muss ich allerdings warten, weil sie noch unterwegs sind ...

Nach unendlich langen Stunden ist das Bild endlich gescannt, und dann das: raue Mengen von Fuck-Moirés auf dem Negativ! Ich weine bitterlich wie ein kleines Kind. Warum plötzlich das?? Das ist mir noch nie passiert! Alle Tipps und Tricks befolgt – Glasplatte weg – Negativ schief gelegt ... Ich kämpfe mich vorwärts ... Was mit der missglückten Entwicklung um 11 Uhr begann, endet um 22.30 Uhr mit dem ersten Scan – dann mit weniger Moiré-Effekt ... Die Farben, das Motiv – immer noch geil! Ich geh in die Schwarzweißumwandlung und schraub an den Kanälen, Bingo! Zwar ist das Ganze noch ein wenig fleckig – das Bild will wohl seine Kampfspuren präsentieren –, doch es ist genau richtig so! 23.58 Uhr: So, du Drecksfoto: ICH HAB GEWONNEN!

NOTIZ AN MICH

- › Manchmal lohnt es sich, eine Sache bis zum Ende durchzuziehen.
- › Stillgelegte Leuchttürme sind auch ohne Licht schön.

Von Foren, Trollen und Hausmauerfotografen

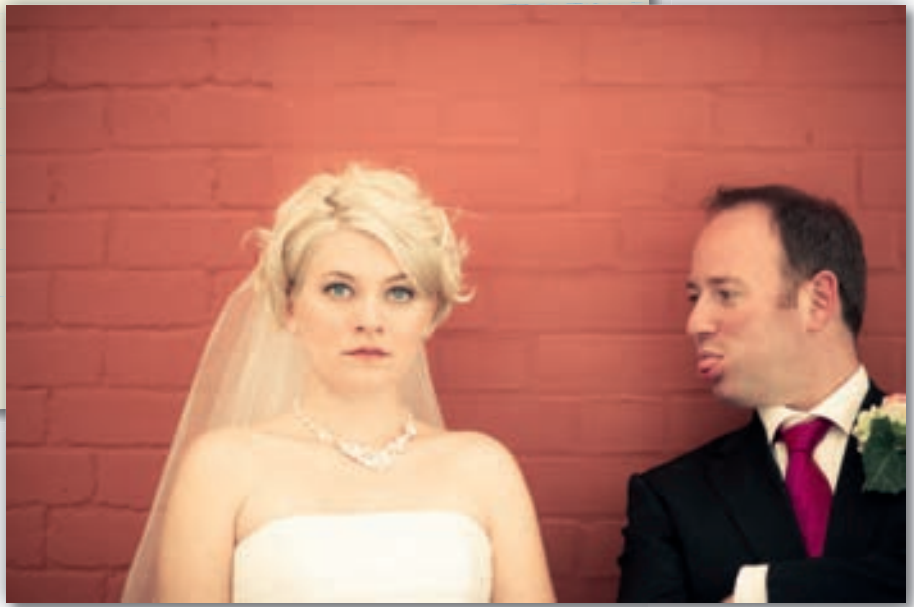
Ach, was war das früher einfach – ohne Internet. Man machte es sich im Fotozirkel bequem und stieg mit Fleiß und Übung zum Einäugigen unter den Blinden auf. Man konnte dem blauäugigen Kunden mit ein paar Tricks eine nationale und internationale Achtung vorgaukeln und schraubte entsprechend an den Preisen. Ja, früher war alles besser – nicht so nachprüfbar ...

Heute erarbeitet man sich seine Reputation im Internet. Foren, Blogs, Flickr, Twitter, Facebook – man bekommt den Eindruck, allein die Anzahl der Follower sei entscheidend. Man taumelt sich durchs Social Web, sammelt Gefolge und schaut eigentlich nur dann auf, wenn der erwartete Applaus ausbleibt. Ein fremdes Schulterklopfen dient meist der eigenen Reputation. Ein Aufbau halb offener Web-Zirkel, geführt vom »Alpha« und gefolgt vom »Beta«, deren Anerkennung zur Währung des Internets avanciert, wird zum Hauptinhalt der Arbeit. Verlautbarungen wie »Schön gesehen und gut umgesetzt« klingen in meinen Ohren wie ein Lob an Kleinkinder. »Da hast du aber schön Aa ins Töpfchen gemacht. Das hast du aber guuuut gemacht!« Willkommen im geschlossenen System der Online-Fotografen und hereinspaziert in die Community der Philosophen, Trolle und Ziegelsteinmauer-Fotografen, der Halb- und Besserwisser, der Markenfetischisten, Pixel-Peeper und der übergroßen Wasserzeichen auf Fotos. Nimm dich in Acht: Hier wird gehauen, gestochen, geliebt und gehasst.



Applaus dem Alpha!

Mach dein
Ding und lass
es dir nicht
von anderen
ausreden.



Warum werde ich das Gefühl nicht los, dass Fotografie von vielen völlig anders bewertet wird als von mir? Für mich ist Fotografie etwas Schönes – etwas, an dem ich mich erfreue. Das Festhalten eines Moments, ein Ausgleich, ein Interesse, eine Leidenschaft, die ich teilen möchte. Ich bin Fotograf und Blogger. Ich zeige meine Arbeiten und freue mich, wenn ich andere Leute inspirieren kann. Ich möchte meine Fotos gern zeigen, weil es Fotos sind. Fotos werden schließlich für den Zweck gemacht, sie anzusehen. Und eigentlich möchte ich nicht darüber diskutieren. Ich hab meine Unsicherheit darüber, ob sie nun gut oder schlecht sind, längst abgelegt. Wenn sie jemandem nicht gefallen, ist das völlig okay für mich. Wenn sie jemandem gefallen, freue ich mich. Für viele Kollegen scheint es jedoch ein Wettbewerb zu sein. Sie wollen gern irgendwie *Erster* sein. Ihnen ist es wichtig, möglichst viele *Like*-Stempel und Kommentare zu sammeln. Sie suchen sich ihr Publikum, das ihnen auf die Schulter klopft. Schaut man sich ein wenig in den virtuellen Fotozirkeln um, gewinnt man fast den Eindruck, die größte Zielgruppe von Fotografen sind andere Fotografen. Als Fotograf wirst du auf Facebook ständig genötigt, andere Fotografen zu *liken*. Jeder Beifallklatscher wird gehegt und gepflegt, und wenn die Bildstrecke im Blog noch nicht genug *Likes* bekommen hat, wird sie halt noch mal auf allen Kanälen verteilt.

Dabei wird gern ein übergroßes Wasserzeichen in eine Ecke des Bildes geklatscht, damit bloß alle sehen, wer es gemacht hat. Sie glauben, sich dadurch vor Bilddiebstahl schützen zu können und dass ihnen durch das Weglassen des

Wasserzeichens Unmengen von Aufträgen oder Lizenzen durch die Lappen gehen würden. Ich kenne jedoch keine Firma, die auf einen Fotografen aufmerksam wurde, weil dieser ein Wasserzeichen im Bild hatte. Ich kenne keinen Bilddieb, der sich durch ein Wasserzeichen aussperren ließe oder für ein Foto ohne Wasserzeichen Bildlizenzen zahlen würde. Bildlizenzen zahlen nur Leute, die keine Bilder klauen. So einfach ist das.

»Ach, was war das früher einfach – ohne Internet.«

Ja, ich bin Fotograf und Blogger. Manchmal hab ich eine Meinung zu irgendwas. Dann schreib ich darüber, weil es meine Meinung ist. Doch sobald man Stellung bezieht oder Gedanken äußert, die auf keiner Allgemeingültigkeit fußen, kommen sie um die Ecke: die Leute, die grundsätzlich gegen alles und nie für etwas sind. Sie können mit Subjektivität wenig anfangen, und ihnen fehlt so etwas wie eine »Aussprech Sperre«. Ihr gefährliches Halbwissen, gepaart mit irgendeinem verrückten Fetisch von Geltungsdrang, zwingt sie, den Verfasser anzupupen. Ihr Schützengraben ist die Anonymität, und sie feuern ihre Verlautbarungen in den Ring, der keiner ist. Meist legen sie damit Zeugnis über ihre große Kenntnisfreiheit und den fehlenden Horizont ab, ihre Motivation bleibt mir jedoch fremd. Der österreichische Schauspieler Helmut Qualtinger fand, dass es nichts Schöneres gäbe, als dem Schweigen eines Dummkopfs zu lauschen. Dem schließe ich mich vehement an!

Ach, was war das früher einfach – ohne Internet. Man machte es sich im Fotozirkel bequem. Ja, früher war wirklich alles besser!

Bitte behalte hier deinen Kommentar für dich:

.....

NOTIZ AN MICH

- › Bildlizenzen zahlen nur Leute, die keine Bilder klauen.
- › Ich sollte ruhiger werden.

Von Königen und Komplimenten

Ich kenne Fotografen, die setzen sich jahrelang mit der Technik auseinander, kennen ihre Kamera aus dem Effeff und können blitzschnell aus dem Kopf verschiedene Blenden-Zeit-Kombinationen herunterbeten. Die malen dir auf einem Bierdeckel die Bayer-Matrix eines Kamerasensors exakt auf – aber sie schaffen es nicht, eine Geschichte mit einem Foto zu erzählen. Ich schaue mir diese Fotos an und weiß nicht, wofür es sie gibt. Sie bilden weder ab, noch erzählen sie eine Geschichte. Sie stellen nichts dar – nicht mal eine Erinnerung. Sie sind kein Moment, und sie tun sich wahnsinnig schwer, dem Betrachter irgendeine Aufmerksamkeit abzurufen. Bilder dieser Art finden sich überall, und sie tun

*Der 72er-Mustang spielt hier nur den „Diener“
und führt den Blick in Richtung Hauptmotiv.*



mir leid. Sie werden kein Zuhause finden. Es sind ungewollte Kinder, die es dennoch auf die Welt geschafft haben und um die sich keiner kümmern wird. War es Unachtsamkeit, fehlende Verhütung oder falsche Erziehung, die sie zu dem gemacht haben, was sie sind? Oft ist es leider sogar eine Kombination daraus. Für mich sind sie Fotos ohne einen König.

Ein Foto braucht immer einen König – ein Motiv, eine Geschichte. Suche diesen König und leg ihm den roten Teppich aus. Doch bedenke: Ein König wird erst durch seine Krone (Gestaltungsmittel) sichtbar zum König. Solange er seine Krone noch nicht aufgesetzt hat, ist er bloß irgendein Mann. Zeig ihm seine Krone und denk immer daran, dass er jetzt ein König ist und nicht nur ein »Mann mit Krone«. Er ist weise, klug und gut erzogen. Dein Respekt wird mit Sicherheit bemerkt und dankend zur Kenntnis genommen. Mach, dass der König würdevoll über den roten Teppich schreitet und seine Diener (die Nebenschauplätze) sich gebührend verneigen. Verneigen sie sich nicht, entwerten sie ihn. Sag ihm, was du vorhast, und frag ihn, ob er damit einverstanden ist. Bedank dich bei ihm. Er wird dir beim nächsten Mal wohlgesinnt sein. Dein König wird dir immer nur *eine* Chance geben, selten bekommst du von ihm eine zweite. Also nutze sie. Eines solltest du dir jedoch unbedingt merken: Versuch nie, zwei Könige auf ein Bild zu bekommen. Sie werden miteinander kämpfen, weil sie um ihre Macht fürchten. Und am Ende wird keiner der beiden gewinnen. Denn das Volk kann immer nur einem folgen. Es wird der schmerzhafteste Verlust zweier Könige sein. Niemals wird aus zwei Königen ein Kaiser.

»Beobachte deinen König und denke voraus.«

Das Bild mit dem König soll dich daran erinnern, dass jedes Foto es verdient hat, wertvoll zu sein. Also nimm dir die Zeit und überlege, ob du ihm ein kümmerliches Dasein in der hinteren Ecke einer Festplatte schenken willst oder ob es erfreuen, erinnern oder inspirieren soll. Doch stelle diese Überlegung vorher an. Es ist die Kunst, »sich zu kratzen, bevor es juckt«. Beobachte deinen König und denke voraus. Komm ihm zuvor. Oft liegt der entscheidende Moment eine halbe Sekunde, bevor etwas passiert. Je länger du fotografierst, desto präziser wirst du den Moment einfangen können und desto gekonnter wirst du ihn vorbereiten. Es hat viel mit Erfahrung zu tun und damit, ob du sensibel genug bist, dich einzufühlen.



Ein Motiv – ein König! Hier nötige ich dem Betrachter etwas mehr Aufmerksamkeit ab.

Es hat aber auch mit deinem Auftreten zu tun. Damit, wie du sprichst und wie präsent du bist. Zeige, dass dir der Moment wichtig ist, und schaffe Vertrauen. Dein König wird dich nur ernst nehmen, wenn er das Gefühl hat, dass du seiner würdig bist und dass du ein Gewinn für ihn bist. Ihm ist das, was *du* willst, eigentlich egal. Ihm ist nur wichtig, was *er* will. Bedenke das. Fühle mit ihm und tausche in deinen Gedanken die Rollen. Werde selbst zum König und frage dich, was du erwarten würdest. Das Auslösen der Kamera ist dein Kompliment an ihn. Es ist der Moment, an dem sich herausstellt, ob du alles richtig gemacht hast.

Ein »gut gemeintes« Kompliment ist das Gegenteil eines »guten«. Formuliere es treffsicher und laut genug, dass kein Nebengeräusch es stört. Doch hüte dich davor, unüberlegt zu schmeicheln. Du könntest deinen Kopf verlieren. Schon Catherine Deneuve wusste, dass man Dilettanten an der Plumpheit ihrer Komplimente erkennt, also werde nicht zu einem.

Manchmal dauert es etwas, bis dieser eine magische Moment gekommen ist. Und manchmal bahnt er sich an und wird dann doch keiner. Ärgere dich nicht, es ist immer nur ein »hätte« und »wenn«, aber niemals ein »ist«. Versuch dich zu disziplinieren und halte inne. Es ist *dein* Kompliment, nicht das eines anderen. Und wenn du den Moment gemeinsam mit dem König genießen kannst, dein Kompliment an ihn zur sichtbaren Erinnerung wird und ihn und dich mit Stolz erfüllt, dann ist da etwas passiert, dass ich ganz einfach Fotografie nenne.

NOTIZ AN MICH

- › Ohne ein Motiv und seine Geschichte fällt ein Foto in sich zusammen.
- › Zwei Könige sind einer zu viel.
- › Du bekommst selten eine zweite Chance.

Entschlossenheit und Mäßigung

Analysiere ich meine fotografische Entwicklung, dann muss ich mir eingestehen, dass ich zunächst extrem laut begann. Meine Fotos schrien förmlich nach Anerkennung. Wahrscheinlich hängt das damit zusammen, dass ich das Gefühl brauchte, gesehen zu werden. Bei der Flut von Fotografien, die täglich durchs Netz wabern, ist das eigentlich kein Wunder. Mein Eindruck in den Foren und Communitys war, dass dem am meisten Beachtung geschenkt wird, der seine fotografische Botschaft am lautesten herausschreit – lauter als alle anderen. So entwickelte ich leider frühzeitig eine Art fotografischen Geltungsdrang, und dies ist nichts, worauf ich sonderlich stolz bin.

**»Es sind vor allem die leisen Töne in der Fotografie,
die den Betrachter fesseln.«**

Ich ging fotografisch frühzeitig in die Extreme und hatte verworrene und verrückte Ideen, die ich unbedingt umsetzen wollte. In meinen Fotos musste alles prägnant und eindeutig sein. Ich wollte den Betrachter begeistern und meine gefundene Leidenschaft herausschreien. Oft ging es mir dabei jedoch mehr um die Technik dahinter als um inhaltliche Aspekte. Und weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass das reicht, riss ich häufig sogar noch in der Nachbearbeitung alle Regler auf 100 und übertrieb maßlos. Ich kaschierte damit letztlich jedoch nur mein fotografisches Unvermögen. Und wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, dann zieht sich dieser Fluch teilweise bis in meine heutige Arbeitsweise. Ich kann mich oft nur schwer bremsen und disziplinieren.

Dabei sind es doch vor allem die leisen Töne in der Fotografie, die den Betrachter fesseln und verharren lassen. Es sind die offenen Fragen, die subtilen Botschaften und die kleinen Geschichten am Rande, die innehalten lassen und berühren. Ein Lied wird eben nicht automatisch dadurch besser, dass man es laut hört. Im Gegenteil: Je »lauter« du fotografierst, desto schneller wendet sich der Betrachter ab, weil du das, was du sagen willst, mit dem Vorschlaghammer auf den Punkt bringst. Dem Betrachter wird schnell klar, worauf du hinauswillst. Und wenn er es geschnallt hat, blättert er weiter. So einfach ist das.

In dem Buch »Annie Leibovitz At Work« fand ich zwei Worte, die den fehlenden Gedankenschluss auf den Punkt brachten: Entschlossenheit und Mäßigung. Hm, so einfach ist das?! Und ich musste erst einmal eine Runde spazieren gehen, um darüber nachzudenken. Anschließend nagelte ich mir diese beiden Worte an die Kamera. Ich begriff sie zunächst jedoch als eine Aufgabe, noch lange nicht als Erkenntnis.

An Entschlossenheit, da war ich mir sicher, mangelt es mir nicht. Die fotografische Mäßigung dagegen fiel mir schwer. Dieser Balanceakt, den Treffer im Bild zu landen und das Motiv und seine Bildaussage auf den Punkt zu bringen, dabei aber nicht zu übertreiben, ist eine Kunst, an der ich arbeiten musste. Ich begann damit, Motive zu fotografieren, die wenig auf sich aufmerksam machten. Motive, in denen man das Motiv sucht. Nicht düster, nicht hell, nicht auffällig oder vordergründig. Feinsinnig widmete ich mich Nebenschauplätzen und erzählte mit ihnen den Hauptstrang einer Geschichte. Ich ließ den Vorschlaghammer lie-

*Zugegeben, eine sehr „laute“ Umsetzung,
doch mag ich die Energie im Bild.*





Bei solchen Motiven kann ich nicht anders, als in der Nachbearbeitung „Gas zu geben“. Ich gelobe Besserung!

gen und Fragen im Bild offen. Mit der Zeit musste ich jedoch feststellen, dass mich diese Selbstbeschränkung wenig befriedigte. Ich konnte meinen eigenen Ergebnissen zwar anfangs unheimlich viel abgewinnen, doch fehlten dem außenstehenden Betrachter meine Überlegungen zu den Bildern. Ohne Bildunterschrift oder klärenden Begleittext wurde nicht immer klar, was ich eigentlich wollte. Der Verzicht auf eine Bildaussage schien ein Weg in die Sackgasse zu sein. Wenn überhaupt, dann konnte diese Methode nur ein Teil der Medikation sein. Die Mäßigung erwies sich als eine verflucht zickige Lady, die erobert werden wollte.

Mit vorgeschobener Unterlippe versuchte ich mich nun auf das Wesentliche zu beschränken. Und mit der Zeit siegte die Erkenntnis, dass die Lady durch die Reduktion der Gestaltungsmittel erobert werden könnte. Die Beschränkung der Gestaltungsmittel auf das Sinnhafteste ist die intelligenteste aller Lösungen.

Analysierte ich nämlich meine Fotos, dann wurde mir eins sehr schnell klar: Ich klatschte oft einfach alle verfügbaren Gestaltungsmittel schön übereinander: breite Bildwinkel, geringe Schärfentiefe, dramatische Perspektiven ... das war das Mindeste, was mir einfiel. Alles schön miteinander kombiniert und in der Nachbearbeitung zusätzlich noch Kontrast, Sättigung und Schärfe bis zum Anschlag ziehen. Mehr ging nicht. Mäßigung war etwas anderes.

Tanzende Sänger haben mich auch noch nie überzeugt. Tänzer und Sänger einzeln schon. Japsend die Töne nicht zu treffen, weil die Luft irgendwann wegbleibt, ist nichts, wofür ich applaudieren würde.

Im richtigen Moment aus der Wahl aller Gestaltungsmittel das richtige herauszupicken und damit alles im Bild auf den Punkt zu bringen ist eine größere Kunst als die, alles miteinander kombinieren zu können. So sieht es aus!

NOTIZ AN MICH

- › Ein sinnhaftes Gestaltungsmittel ist besser als drei gekonnte.
- › Meine Mutter hatte also doch recht, als sie sagte: „Mäßige dich, Junge!“
- › Ein Lied wird nicht dadurch besser, dass man es laut hört.
- › Mäßigung ist eine verflucht zickige Lady, die erobert werden will.

Bildsprache entwickeln

Es gibt ihn, diesen Faktor X, der den Wert eines Fotografen zur reinen Arbeitszeit multipliziert. Es ist der Unterschied zwischen ihm und anderen. Es ist seine fotografische Identifikation – seine Bildsprache. Sie ist das, wofür er geliebt wird und wofür man ihn bucht. Sie ist der Wohlfühlsessel des Kunden und die Freiheit des Fotografen, die Dinge so zu fotografieren, wie er sie sieht. Sie schützt ihn vor Austauschbarkeit und langen Diskussionen. Sie ist sein Vermächtnis.

»Die Bildsprache ist deine fotografische Intelligenz.«

Die eigene Bildsprache ist nichts, was sich mithilfe einer Bildsprachenfibel erlernen ließe. Sie ist das Ergebnis von Entwicklung und Erfahrung, von Herangehensweisen und Inspirationen und der Vorliebe für bestimmte Gestaltungsmittel. Der Versuch, die eigene Bildsprache mittels Reduktion auf ein Bildformat, ein Motiv oder eine Brennweite zu entwickeln, ist bestenfalls hilflos. Das sind Äußerlichkeiten. Aber in der Bildsprache geht es um den Kern. Die Bildsprache ist deine fotografische Intelligenz. Sie ist das, was du tust, wenn du vor fotografische Herausforderungen gestellt wirst. Du kannst sie trainieren, indem du dich immer wieder diesen Herausforderungen stellst. Mit der Zeit werden sich dir Lösungen anbieten, auf die du immer wieder zurückgreifst. Du entwickelst ein Lösungsportfolio und kombinierst es mit Inspirationen und Stilmitteln.

Du lernst deine fotografische Sprache so wie ein kleines Kind sprechen lernt. Und wenn du sie verständlich und eindeutig formulierst, wird man dich verstehen und dich (wieder-)erkennen. Die Verständlichkeit und Eindeutigkeit ist etwas, was du selbst gestalten kannst. Gerade wenn man noch relativ am Anfang steht, ist es hilfreich, seine eigenen Arbeiten nach dem verbindenden Glied zu sortieren. Stellst du dein Portfolio zusammen, dann tust du gut daran, bildsprachliche Ausrutscher zunächst für dich zu behalten. Auftraggeber werden ab einem bestimmten Level erkennen, ob ein Fotograf »sich bereits gefunden hat« und eine eigene Sprache spricht. Ihnen ist es wichtig, dass das Ergebnis fotografisch kalkulierbar und einzigartig ist. Man kann die Bildsprache anderer Fotografen analysieren und verstehen, ja sogar reproduzieren. Große Fotografen arbeiten oft mit Angestellten, denen sie ihre eigene Bildsprache beigebracht



Je eindeutiger deine Bilder, desto
weniger wirst du austauschbar.



Ich gehe immer noch gern selbst zu meinen Shootings und hoffe, dass sich das nie ändern wird.

haben und die dann Aufträge im Namen des Künstlers übernehmen. Eine Unart, die das Fotografieren auf materielle Dinge reduziert. Neu ist das allerdings nicht – Künstler wie Michelangelo ließen teilweise ihre Schüler ihre Werke vollenden. Die berühmte Fotografin Dorothy Wilding bekam 1952 den Auftrag, die englische Queen zu fotografieren. Die Fotos sollten später als Vorlage für Banknoten und Briefmarken dienen. Und was tat die gute Dorothy (so erzählt man es sich zumindest)? Sie schickte einen ihrer Angestellten zur Queen. Dahin muss man auch erst mal kommen.

Begreifen, was die Bildsprache des einen oder anderen Fotografen ausmacht, wird man nur, wenn man sich mit ihr auseinandersetzt. Oft sind es sehr konzentrierte Phasen mit besonderen Herausforderungen, die die Entwicklung eines

Fotografen voranbrachten und seine Bildsprache prägten. Der subtile Humor und die besondere Aura der Porträts von Yousuf Karsh wurden in seiner Zeit als Theaterfotograf geprägt. Die von ihm später immer wieder eingesetzte Lichttechnik entsprach der von Theaterleuchten. In seinen Fotos finden sich seine Protagonisten oft posierend innerhalb einer Kulisse – so wie das Schauspieler auf einer Bühne tun. Seine Liebe zu Kontrasten hingegen war ein »notwendiges Übel«, denn die damaligen Tageszeitungen waren nicht in der Lage, beim Druck ausreichend Grauwerte zur Verfügung zu stellen. So fotografierte er lieber gleich sehr kontrastreich, um sein Ergebnis möglichst dicht an die reduzierte Drucktechnik anzupassen.

Auch die außergewöhnliche Kreativität und die extravaganten Bildideen von Annie Leibovitz wurden vor allem während ihrer Zeit in den wilden 1960er-Jahren als Fotografin des Magazins »Rolling Stone« geschult. Sie musste in knapp bemessener Zeit Bildstrecken und Frontcover abliefern und sich dabei gegen ihre Mitstreiter behaupten. Diese beiden Beispiele zeigen, dass es oft Zufälle, Zwänge oder bestimmte Auftraggeber sind, die die eigene Bildsprache prägen können. Sie entwickelt sich über einen langen Zeitraum durch die intensive Auseinandersetzung mit der Fotografie. Sich in seiner Komfortzone einzurichten wird die Entwicklung einer eigenen Bildsprache sicher nicht beschleunigen.

Also such dir kaltes Wasser und spring hinein! Immer wieder – es wird erfrischend und lehrreich sein. Erweitere dein Lösungsportfolio und lerne sprechen. Arbeite an deinem Faktor X.

NOTIZ AN MICH

- › Die Bildsprache ist ein Stück der fotografischen Intelligenz.
- › Fotografie ist auch die Erarbeitung eines Lösungsportfolios.

Wahrnehmung, Assoziation und Eitelkeit

Ich kann mich ziemlich genau an mein allererstes Foto erinnern. Ich hatte mich als Schüler in einer Foto AG eingetragen und bekam von irgendjemandem aus der Verwandtschaft eine alte russische 6×6-Faltenbalgkamera in die Hand gedrückt. Ich ging mit dem Kursleiter und ein paar Schulfreunden das erste Mal auf einen *Photo-Walk* und war etwas neidisch auf die anderen, denn die hatten schicke silberne Kleinbild-Beirettes in der Hand, mit denen man 24 Bilder machen konnte. Meine alte Russin hingegen konnte – ob des Formats – nur zwölf Bilder. Ich könnte bis heute die Stelle genau beschreiben, an der mein erstes Foto entstand, und ich weiß noch genau, was drauf war. Ich könnte es sogar aus dem Kopf nachzeichnen, obwohl es seit wenigstens 30 Jahren irgendwo verschollen ist. Es hat sich bei mir eingebrannt, weil wir es direkt nach dem gemeinsamen Spaziergang als Erstes im Schullabor entwickelt und vergrößert haben. Zu sehen war eine Brücke über einem Fluss. Das Licht spiegelte sich im Wasser und reflektierte auf die Brückenunterseite, die davon hell erleuchtet wurde.

»Was passiert eigentlich in unserem Kopf, wenn wir ein Foto betrachten?«

Warum erinnern wir uns an solche Fotos? Weil sie uns an einen bestimmten Moment erinnern, der eine Bedeutung für uns hatte. Sie sind uns wichtig. Es ist fraglich, ob dieses Foto für jemand anderes irgendwie relevant ist, und ich kann mir kaum vorstellen, dass ein Außenstehender länger als vier Sekunden draufschauen würde. Möglicherweise würdest du es – jetzt, wo du seine Geschichte kennst – völlig anders betrachten und bewerten. Du verbindest mit diesem Foto nun eine Geschichte: »des Stilpirats erstes Foto«. Nun ja – wir können es jetzt nicht mal ausprobieren, denn ich kann es dir leider nicht zeigen. Es ist ja verschollen ...

Was passiert eigentlich in unserem Kopf, wenn wir ein Foto betrachten? Die erste Wahrnehmung eines Fotos – nachdem es unser Auge erfasst hat – findet im Unterbewusstsein statt. Bevor wir uns selbst bewusst »ein Bild machen«, bewertet unser Unterbewusstsein das Bild für uns – eine Art Schutzfunktion der Natur, damit wir unser Gehirn nicht überlasten. Unser Unterbewusstsein »ver-

gleich« das Foto in den ersten Sekunden mit bereits vom Gehirn gespeicherten Wahrnehmungen. Findet es Übereinstimmungen, wird das Bild mit einer Assoziation verbunden. Und erst dann kommt die emotionale Komponente ins Spiel. Denn nun entscheiden wir, mit welchem Gefühl diese Assoziation verbunden wird. Diese Gefühle können von Betrachter zu Betrachter völlig unterschiedlicher Natur sein. Sie können das Herz öffnen oder schließen ... Das Foto von einem Fisch wird von dessen Angler völlig anders bewertet als von einem Koch oder einem Fischallergiker.

Es kommt gar nicht selten vor, dass ein von uns als »fantastisch« bewertetes Porträt von der abgebildeten Person für »völlig daneben« gehalten wird. Warum? Der unbeteiligte Betrachter verspürt keine Eitelkeit und kann das Bild

Ein Schäfer wird dieses Foto mit Sicherheit anders beurteilen als der Fotograf.





Die Atmosphäre auf diesem Foto lässt keinen Platz für negative Assoziationen.

als solches bewerten. Die Eitelkeit kann nur aus der porträtierten Person selbst stammen. Bei besonders eitlen Menschen kann der Fotograf versuchen, das Bild mit weiteren positiven Gefühlsassoziationen zu füllen, um vom »Kern« abzulenken. Es liegt an uns, mit welchen Instrumenten uns das gelingt oder ob am Ende die Eitelkeit siegt. Ist das Instrumentarium groß und reichhaltig vorhanden, wird es einfacher, eine gefühlsmäßige Übereinstimmung hervorzurufen.

Wir sehen das Foto eines Mädchens in einem Kornfeld. Die Sonne steht sehr tief und zaubert eine wundervolle Atmosphäre. Man hört förmlich das Vogelzwitschern und das Summen der Bienen. Die Blätter rauschen im lauen Sommerwind – ein Sommerabend voller schöner Momente. 99 % der Betrachter haben beim Anblick dieses Fotos durchweg positive Gefühle (das eine Rest-

Prozent ist der Bauer, der sich über den Trampelpfad ärgert). Ich habe als Fotograf bei diesem Foto bewusst auf ein reichhaltiges Gefühlsinstrumentarium zurückgegriffen, und die Fülle positiver Assoziationen könnte größer nicht sein: ein Kornfeld, Sommer, Abendsonne ... Kaum jemand wird hier negative Assoziationen haben. Und selbst eitle Personen würden sich beim Anblick ihrer selbst inmitten dieses Szenarios schwer tun, ein »Gott, was sehe ich furchtbar aus!« auszurufen.

Wir können also mit Gefühlsassoziationen arbeiten, um bestimmte Reaktionen beim Betrachter hervorzurufen. Diese können stereotyp oder subtil angelegt werden. Wenn wir verstehen, dass Bedeutungen und Assoziationen unser Bewertungssystem beeinflussen, relativiert sich sogar die eine oder andere Kritik unseres eigenen Portfolios. Menschen, die sich viel mit Fotografie auseinandersetzen, bewerten deine Fotos anders, als dies ein Laie tut, weil sie auf eine größere Fülle an Assoziationen zurückgreifen können.

Fotografien können uns berühren oder kaltlassen. Diese Entscheidungen jedoch obliegen dem Betrachter und liegen nicht immer im Foto selbst. Ein Foto ist das, was du in ihm siehst, und oft auch, was du in ihm sehen willst. Fotografie ist mehr als reine Abbildung. Wer sie darauf reduziert, verschenkt ihr Potenzial.

NOTIZ AN MICH

- › Die Wahrnehmung eines Fotos ist immer subjektiv, weil sie mit den persönlichen Assoziationen des Betrachters verknüpft wird.
- › Ein Foto gezielt mit positiven Assoziationen zu füllen, um das Hauptmotiv aufzuwerten, ist durchaus legitim.

Liebe Fotografie,

was passiert eigentlich in meinem Kopf, wenn ich ein Motiv sehe? Warum will ich es fotografieren, und woran mache ich fest, dass dieser Moment erhaltenswert ist? Mein Wunsch, mancher Erinnerung ein Bild zu geben, hängt möglicherweise damit zusammen, dass ich zeitlebens permanent von A nach B gezogen bin. An viele meiner Behausungen kann ich mich nicht mal mehr erinnern. Länger als zwei Jahre hab ich es bis zu meinem 40. Lebensjahr nirgendwo ausgehalten. Ich kann nicht mal genau sagen, warum – es ergab sich immer irgendwie. Wenn ich darüber nachdenke, wie viele Leute ich durch meine Umzüge kennengelernt habe und wie viele ich durch meinen Job als Fotograf immer noch kennenlernen, wundert mich meine „Sucht“, das, was mich umgibt, festzuhalten, eigentlich nicht.

Es scheint, als könne mir das Fotografieren Halt geben und mir so als Gedankenstütze dienen. Ich schreibe damit sozusagen den visuellen Soundtrack meines Lebens.

Merkwürdigerweise schaue ich mir die Fotos später kaum noch an. Es sind mittlerweile auch viel zu viele, und ich bräuchte Wochen, um mich durchzuwählen ... Offenbar reicht es mir, dass ich sie gemacht habe. Diese Beobachtung deckt sich mit der fotografischen Sammelleidenschaft anderer Fotografen, die ich kenne. Ich bin also nicht allein und gar nicht so meschugge, wie meine Frau immer glaubt.

Dient die Fotografie vielleicht einfach nur als Befriedigung, einen Moment als „erhaltenswert“ definiert zu haben? Man gibt sich ja immer Mühe: misst das Licht, analysiert es, wählt Brennweite, Blende und Verschlusszeit, legt einen Bildausschnitt fest und löst aus. Man trifft derlei Entscheidungen mitunter blitzschnell und wägt gar nicht ab. Aber immer befriedigt es mich ungemein, wenn alles geklappt hat und das Foto „im Kasten“ ist.

Ich hab diesen Moment dadurch „aufgehoben“ und ihm eine visuelle Existenz geschenkt. Eigentlich ein schöner Gedanke.

Dein Stilpirat



Von der Kunst, langweilig zu sein

Stolz steht er da, mit seiner Mappe, die ein umfassendes Bild seiner fotografischen Arbeit der letzten Jahre zeigt. Jede seiner Bildstrecken aus den letzten Jahren wurde ausführlich in unzählige Motive seziiert. Seine »Kunsthistorischen Motive mitteldeutscher Architektur des aufstrebenden Landadels und des spätbürgerlichen Backsteinfachwerks im Kontrast zum Modernen« ist eine Strecke, an der er sehr lange gearbeitet und recherchiert hat. Sie zeigt, dass er in der Lage ist, ein und dasselbe Motiv aus 41 verschiedenen Winkeln und Perspektiven zu fotografieren – und deren Kombinationen.

Den Blick des Betrachters prüfend, gesellt sich jedoch die Unsicherheit zu ihm, offenbar nicht vollends überzeugt zu haben. Und fast schon ärgert er sich, dass er nicht die Strecke »Kunsthistorischer Motive süddeutscher Architektur ...« gezeigt hat. Möglicherweise hätte er damit eher ins Schwarze getroffen. Doch leider liegt es weder an dem einen noch an dem anderen.

»Wer wühlt sich schon gern durch Hunderte Aufnahmen desselben Motivs?«

Er richtet sich gerade selbst, denn er kommt nicht auf den Punkt. Er weiß möglicherweise sogar, was er will, doch zeigt er es nicht. Und es schleicht sich der Verdacht ein, dass er offenbar nur fotografiert, um zu sehen, wie etwas fotografiert aussieht. Seine Botschaft und die seiner Mappe ist eindeutig: »Ich war mir nicht sicher, was gefällt, deshalb hab ich lieber ein paar Variationen beigelegt, in der Hoffnung, dass schon was dabei sein wird.« Was er jedoch in erster Linie präsentiert, ist seine Unsicherheit. Wer, außer dem Fotografen, wühlt sich gern durch Hunderte Aufnahmen desselben Motivs? Ich kenne niemanden. Okay, manchmal gibt es übermotivierte Uni-Abgänger in den Marketingabteilungen, die noch nicht satt und müde sind. Doch sollte der Fotograf die maßgeblichen Entscheidungen selbst treffen. Ein guter Fotograf weiß, was er will. Er zeigt seine Knaller – und zwar nur die, bei denen er sicher ist, dass sie die Quintessenz dessen sind, was er in diesem Motiv sieht. Und wenn er diese Handvoll mühsam aus unzähligen Fotos ausgewählt hat und unter Schmerzen von vielen anderen loslassen musste, beweist er seine Entschlossenheit und dass er weiß, was er tut.

Ja, verdammt – loszulassen ist oft schwerer, als auszuwählen! Aber es kann befreiend sein.

Ich kenne ein paar Kollegen – vor allem in der Hochzeitsfotografie –, die sich bei der Abgabe ihrer Fotos auf die qualitativ-meisterliche Essenz reduzieren. Das Urteil des Brautpaares ist natürlich: »Wow!«. Ich höre in den Vorgesprächen mit meinen Brautpaaren vor allem eins: Je besser und teurer der Fotograf, desto weniger Bilder gibt es am Ende. Ein Schelm, der Böses dabei denkt! Doch ist diese Arbeitsweise höchsteffektiv und legitimiert sich dadurch. Kollegen, die meinen, sie tun dem Brautpaar einen Gefallen, wenn sie vor allem eine große Anzahl an Bildern übergeben, sind höchstens gut, aber niemals »Wow!«. Präsentierst du drei Knaller, bist du ein Hammer-Fotograf. Präsentierst du drei Knaller und sieben Füller, bist du höchstens okay.

Manchmal reicht ein Foto, um alles auf den Punkt zu bringen.





Loszulassen ist immer schwerer, als auszuwählen.

Bei der Präsentation einer Bildstrecke sollte man sich über eins ganz besonders im Klaren sein: Jedes Meisterwerk lässt den Rest der Strecke alt aussehen. Das Bildniveau sollte sich also über die gesamte Strecke halten können. Ich schmeiße einen Großteil der Strecke lieber weg, wenn er sich qualitativ deutlich vom Alpha-Foto entfernt. Ich frage mich immer selbstkritisch, ob die gezeigten Fotos in einer Wettbewerbssituation wirklich gegeneinander antreten könnten und die gleichen Chancen hätten.

Frei nach Winston Churchill würde das Motto lauten: Die Kunst, langweilig zu sein, ist, alle Bilder zu zeigen, die du je gemacht hast. Mir muss bei der Auswahl meiner Ergebnisse ein Foto innerhalb der ersten Sekunden gefallen oder

»irgendwas haben«, was mich fesselt. Dies ist mein bester Filter. Er hat mich noch nie im Stich gelassen. Ich kann so selbst eine große Anzahl von Bildern innerhalb kürzester Zeit sichten und reduzieren. Jedes Bild bekommt bei der ersten Sichtung von mir maximal drei Sekunden Aufmerksamkeit. Überzeugt es mich nicht innerhalb dieser Zeit, fliegt es raus. Bin ich unsicher, fliegt es ebenfalls raus. Sofern es sich um eine Bildreportage handelt, gehe ich nun noch einen Schritt weiter. Ist die Auswahl nach qualitativen Kriterien erfolgt, folgt die Reduzierung der Strecke nach inhaltlichen Kriterien. Erzählen zwei Fotos die gleiche Geschichte, fliegt eins raus – drücken sie unterschiedliche Aspekte einer Geschichte aus, bleiben sie drin. Problematisch bei der Auswahl ist immer der fehlende emotionale Abstand zum Foto. Vor allem, wenn die Auswahl direkt nach dem Shooting stattfindet, wenn man sich gedanklich noch in der Auseinandersetzung befindet. Man lässt schnell mal ein zweitklassiges Foto »durchrutschen« und zieht damit das Gesamtniveau nach unten. Besser ist es, ein wenig Zeit verstreichen zu lassen. Das ist natürlich meist schwer möglich, da der Kunde in der Regel schnell an sein Material kommen will. Doch meine Erfahrung zeigt: Mit jedem Tag Abstand gewinnt man Objektivität hinzu.

Die Auswahl der Bilder, die ich dem Kunden zeige, ist mein Vermächtnis. Sie ist, was sie ist, was sie sein soll und was ich meine. Meine Auswahl ist objektiv, entschlossen und restriktiv.

NOTIZ AN MICH

- › Fasse dich kurz, dann hört man dir auch zu.
- › Jedes schlechte(re) Foto zieht den Gesamteindruck nach unten.
- › Emotionalen Abstand zu einem Foto zu gewinnen hilft der Objektivität.

Schlusswort

Mit der eigenen fotografischen Entwicklung ist es wie mit einem Hausbau: Mit den falschen Handwerkern, dem falschen Material und einem schlechten Fundament wirst du schon bald frustriert sein. Je schneller du es baust und je weniger du auf die Statik achtest, desto eher besteht die Gefahr, dass schon ein kleiner Sturm es zerstören kann. Baue es mit Ruhe und Gelassenheit und achte auf das Material. Fotografie treibt dich, sie streckt dir oft die Hand aus, und manchmal lässt sie dich nicht an sich heran. So ist sie – sie hat das Wesen einer Katze. Sie erfüllt dir viele Träume, doch lässt sie dich immer spüren, wer der Chef ist. Sie ist verlässlich und kommt immer wieder. Doch ist sie gerade nicht da, wenn du sie brauchst, such den Fehler nie bei ihr. Es gibt Tage, da sitzt du auf einer Wolke und schwebst im siebten Himmel. Doch wirst du irgendwann auch wieder herabregnen. Mach dir nichts draus, das ist der Lauf der Dinge!

»Die Fotografie machte mich zum Clown, Entdecker und Eroberer.«

Die Fotografie akzeptierte alle meine Phasen. Meine Spinnereien, meine Ausflüchte und meine Liebe. Gütig nahm sie hin, was ich tat, und wies mich hin und wieder auch in die Schranken. Doch schenkte sie mir in jeder meiner Phasen Erfolge, Erkenntnisse und Ideen. Am Ende war es jedoch immer ich, der bestimmte, wie nah sie an mich herandurfte – nicht sie. Und manchmal hatte ich das Gefühl, dass sie sich dafür rächte. Und zwar in den Momenten, in denen ich fluchend in der Dunkelkammer nach der falschen Chemie griff oder ich mit der falschen Brennweite vor dem richtigen Motiv stand. Sie machte mich zum Clown, zum Entdecker und zum Eroberer. Ich erinnere mich, wie ich mit nagelneuen weißen Turnschuhen durch Sümpfe watete, um ein Bild zu schießen. Schuhe und Hose waren danach schlammig und reif für den Mülleimer, doch ich war glücklich über dieses eine Foto. Ich lag mit weißem Hemd bäuchlings im Staub, nur um eine besondere Perspektive für mein Motiv einzufangen. Ich kletterte auf Bäume, wurde von Ungeziefer zerstoßen und zerkratzte mir die Waden. Alles nur für ein Foto. Ich scheuchte Brautpaare samt Brautkleid ins Meer, um dieses eine Foto zu bekommen. Doch jedes Mal hat es sich gelohnt,



Ich scheuchte Brautpaare samt Brautkleid ins Meer, nur um dieses eine Foto zu bekommen!

und jedes Mal war ich glücklich und dankbar dafür. Ich hab in den letzten Jahren Unmengen von Ratschlägen, Hinweisen und Tipps bekommen. Ich hab mich oft danach gerichtet und gemerkt, dass sie nur dazu führten, genau die Art von Fotos zu machen, die alle anderen machen. Heute ignoriere ich so was gern. Es sind meine Entscheidungen. Ich verpass lieber den Zug, auf den alle aufspringen, und nehme den, der zu meiner Zeit abfährt. Ich bin in den letzten Jahren auf zu viele fahrende Züge aufgesprungen und habe oft zu spät gemerkt, dass sie in die falsche Richtung fuhren. Und wenn wieder einer um die Ecke kommt und mir sagt, dass der Baum da auf meinem Bild ein Stückchen weiter nach links müsste, dann weiß ich, dass es meine Entscheidung war, nicht seine.

»Es ist dein verfluchter Berg, also erklimm ihn!«

Steck dir deine Ziele und lass sie dir nicht von anderen diktieren. Es ist dein verfluchter Berg, also erklimm ihn! Ignorier alles, was ich in diesem Buch geschrieben habe. Es war mein Weg – bis hierher. Du kannst einen anderen nehmen. Denk daran: Fotografie ist Geben und niemals Nehmen. Je mehr du gibst, desto mehr bekommst du zurück. Je mehr du nimmst, desto mehr wird dir genommen. Bau dir dein Haus mit Spucke in den Händen und Rotz am Kinn. Du wirst es mit Sicherheit nicht bereuen. Die Fotografie selbst folgt nur technischen Regeln. Alle anderen Regeln bestimmst du.

Liebe Fotografie,

ich sitze gerade mit meinem Laptop neben einer Blockhütte in der Lausitz und schreibe dieses Buch zu Ende. Hättest du mich vor ein paar Jahren nicht geküsst, säße ich jetzt nicht hier. Und ich bin dankbar und glücklich, dass ich diesen letzten sonnigen Oktobertag hier mit dir verbringen darf.

Damals, als ich dich zum ersten Mal traf, hätte ich mir nie zu träumen gewagt, was du mit mir mal alles anstellen wirst. Freud und Leid lagen oft dicht beieinander. Wir haben uns gestritten wie die Kesselflicker und geliebt wie die Heiden.

Ich habe durch dich eine Menge über mich selbst erfahren, habe die Welt neu zu „sehen“ gelernt, habe gelernt zu beobachten und mich einzufühlen. Ich bin oft über mich selbst hinausgewachsen, und manchmal wusste ich nicht weiter. Du hast mich für Dinge sensibilisiert, die nie eine Rolle in meinem Leben gespielt hätten und die es jetzt bereichern. Du hast mir meine Grenzen gezeigt, aber auch Horizonte geöffnet. Und ich bin mittlerweile klug genug zu wissen, dass ich sie nie erreichen werde. Doch gehe ich Schritt für Schritt weiter.

Ich habe durch dich Menschen kennengelernt, die mir etwas bedeuten. Du hast mir unendlich schöne Stunden geschenkt, und ich bin gespannt, was noch alles passieren wird. Dass du mich darüber im Unklaren lässt, welchen Teil der Strecke ich nun hinter und welchen ich noch vor mir habe, muss ich hinnehmen. Doch macht es die Sache auch spannender.

Ich hab das Gefühl, dass unsere Beziehung mittlerweile gefestigt ist. Trennen werden wir uns beide so schnell wohl nicht.

Die Sonne nimmt noch mal all ihre Kraft zusammen und will mir einen letzten schönen Oktoberabend schenken. Tief steht sie. Die Insekten tanzen im Gegenlicht, und ich kann nicht anders, als mir meine Kamera zu schnappen und diesen Moment festzuhalten. Mach's gut! Es ist der letzte sonnige Oktobertag.

Sei gedrückt – bis hierher.

Dein Stilpirat



Über den Autor

Steffen Böttcher hat sich über die letzten Jahre hinweg den Titel »Hochzeitsfotograf« mit einer enormen Menge an Hochzeitsreportagen hart erarbeitet. Und doch wird es dem Fotografen aus der Nordheide nicht gerecht, ihn auf ein Genre der Fotografie zu beschränken.

Er hat definitiv ein fotografisches Auge, aber was ihn wirklich ausmacht, ist eine Leidenschaft, so wie sie nur wenige andere haben. Egal, welchen Themen er sich annimmt, egal, auf welches fotografische Abenteuer er sich begibt, er brennt für die Fotografie und weiß das auch anderen zu vermitteln. Neben dem Fotografieren gibt er Fotoworkshops, schreibt Bücher und füllt seine Webseite *stilpirat.de* regelmäßig mit neuem Inhalt.

Auch für einen gemütlichen Grillabend mit allerhand Fotografen-Schnack ist er immer zu haben. Und nach so einem Treffen kann man gar nicht anders, als selbst für die Fotografie zu brennen.

Wie ein echter Stilpirat geht er seinen eigenen Weg und ist jederzeit bereit, gegen den Strom zu schwimmen, wenn es darum geht, seine Ideen umzusetzen. Und doch kann er sich jederzeit auch einfach mal ein Stückchen treiben lassen, um zu schauen, wohin ihn die Strömung trägt.

Es besteht keine Frage: Steffen Böttcher liebt die Fotografie! Und diese Leidenschaft vermag er durch Wort und Bild perfekt zu vermitteln.

Martin Wolf
(visuellegedanken.de)



Dank



Ich danke allen, die es verdient haben,
verneige mich vor allen, die mich inspirieren,
umarme die, die mich lieben,
und kapituliere vor denen, die ich liebe.